



SCHLESISCHER MUSENALMANACH



Wronn.

Schlesischer Musenalmanach

Blätter eines Jahrbuchs
für den deutschen Osten
im Dienste von Heimat-
kunst und Heimatliebe.

Verantwortlich für die Herausgabe und
Schriftleitung: Wilhelm Wirbischy in
Myslowitz. — Verlag des Schlesischen
Musenalmanachs in Myslowitz.

Man bestelle

die Zeitschrift
beim Schlesischen Musen-
almanach-Verlag in Mys-
lowitz, Postcheckamt Breslau
Nr. 41120. — Preis der Ab-
stimmungsnummer: 7.— Mk.

Inhalt des Novemberheftes 1920 (7. Jahrgang, Nr. 2).

	Seite
Vorwärts! August Kopisch	63
An die Heimat. Paul Ruzer	64
An Oberschlesien. Wilhelm Wirbischy	66
Ein Gottesgericht. Wilhelm Wirbischy	67
Die neue Zeit. Otto Kirstein	76
Das abgebrannte Schloß zu Slawenzitz. Georg Wlodarczyk	80
Oberschlesier! Hermann Breiter	85
Sonntagsgespräch zweier Wolken. Thea Solloch	86
Ganz Schlesien bleibe deutsch. Pfeifer	88
Oberschlesische Maler. Bafari	89
Ursprung der Glaser Bäder. Paul Reinekt	96
O Mensch! Leopold Schefer	99
Die Reichsgrafen Colonna-Fels. Josef Rania	100
Marienlied. J. v. Eichendorff	109
Oberschlesischer Dichtergarten	110
Oberschlesische Bühnen. Anton Hellmann	114
Sinnspruch. Ottomar Duda	118
Oberschlesische Dichter über die Abstimmung	119
Männer und Frauen der Heimat	125
Bücherschau	130
Urteile über den Musenalmanach	133
Angetreten, Oberschlesier! Rudolf Herzog	135
Wir wollen . . . Schönaich-Carolath	136
Noten: O Deutschland. Emil Lauenstein	77
Drei Kunstdruckbeilagen. 21 Textbilder.	

Alle Einsendungen sind zu richten an den Schlesischen Musen-
almanach in Myslowitz, O.-S., Schließfach 37. Für Rücksendungen
unverlangter Arbeiten ist das Porto beizulegen. Der Nachdruck aller
Beiträge ist verboten. Für die Entscheidung über unverlangt eingesandte
Beiträge ist die Schriftleitung an eine bestimmte Frist nicht gebunden.



Zur Abstimmung in Oberschlesien.
 Zeichnung von Bruno Zwiener.

Schlesischer Musealmanach

Illustrierte Blätter
eines Jahrbuches für den deutschen Osten
im Dienste von Heimatkunst und Heimatliebe
Begründet und herausgegeben von Wilhelm Wirbikfn

7. Jahrgang. Heft 2.

*

Wyslowitz im November 1920

Vorwärts!

Als Gott uns Vater Blüchern gab,
Rief der zu seinem Heer hinab:
„Vorwärts!“
Nun stieg er vor aus seinem Grab
Und ruft noch von dem Stein herab:
„Vorwärts!“

„Vorwärts, du Land Silesia,
Das mich die Feinde jagen sah!
Vorwärts!
Was ich für euch tat fern und nah,
O daß es nicht umsonst geschah! —
Vorwärts!“

„Nicht Hand im Schoß mich angegafft!
Vorwärts in Kunst und Wissenschaft!
Vorwärts!
Gewerb und Landbau, alle rafft
Zusammen eure ganze Kraft.
Vorwärts!“

„Von Schiffen wimmele die Flut,
Die Straße voll von Kaufmannsgut!
Vorwärts!
Den Feinden wehrt mit Gut und Blut!
Bei Einigkeit sei froher Mut!
Vorwärts!“

„So tritt, Silesia, hervor
Und blüh zum Paradies empor! —
Vorwärts!
Ruf lauter stets von Ohr zu Ohr
Nachsprössender Geschlechter Chor:
Vorwärts!“

August Kopisch, * 26. 5. 1799 zu Breslau
† 6. 2. 1853 in Berlin.

5

Instytut Śląski

L. 40921-7

An die Heimat!

Trenschwurworte für die umbrandete Ostmark

Von Paul Ruher

Immer wieder beuge ich ehrfurchtdurchzittert meine Stirn vor dem schlichten Worte: Heimat!

Mit Goldbuchstaben ist es in unverlöschlichen Zügen in meine Seele geprägt. . . .

Ein Burgkirchlein mit warnendem Turmzeigefinger auf steiler Höh, zu der man empor klimmt wie die Gralsritter zum Heilum, ein liebes Schulhaus mit blendend weißen Mullgardinen hinter den Fenstern, aus denen lachende Gesichter schauen und eine köstliche Bignette bilden, ein moosbedecktes Holzhüttlein mit schwelendem Herdrauch, ein klapperndes Mühlrad, auf grünen Eristen weidende Herden und kranzflchtende Kinder, am fernen Horizonte moderne Cyclophen — dies alles schließt das Wort: „meine Heimat“ ein!

Auf seiner lichttrunkenen Scholle lauschte meine Knabenseele das erstmal dem Märchenlaute, und das Herz schlug zitternd den Takt dazu.

Heimat ist keine gleißende Weltbame, sondern ein altes, trautes, liebes Mütterchen, das uns neckt und die Hände kost.

Heimat ist ein süßer Frühlingshauch; ein Trostlied, wenn bei Nachtfrost schaurig der wilde Wintermann mit starrem Frostfinger auf Felder und Fluren schreibt.

Täglich zeigt mir die Heimat ihre neuen Reize und Wunder. Heimatsonne ist doch am schönsten, kein städtischer Salmiglanz und kein Trugbild. Da singt die Drossel und spielt die Lerche als alte Musikanten und musizieren hier viel besser als drinnen bei den stolzen Stadtherrn! Süße Zaubermelodien!

Heimat ist Jugendglück.

Heimat ist das Spiel auf einer Silberharfe, der man traute Klänge entlockt.

Heimat ist da, wo die morgenfrische Stirn vom Giftthaue der Sünde noch unberührt war und eine sanfte Mutterhand unsere Wege leitete.

Heimat gab geistige und materielle Werte, Erziehung, Macht, Reichtum, Bildung, Wissen.

Heimat ist wie eine blütensternbesäte Waldwiese, auf der die Anemonen und Veilchen gar lieblich duften und geheime Zwiegespräch halten, Waldmeister und Maiblumen prangen. Und ein Engel Gottes wallt auf und nieder und säthelt mit dem Ölzweige des Friedens. . . .

Heimat ist wie eine Waldquelle, in deren zitternden Wellen die Lichter des Tages blinken, die mit kechem Schritte dahinschreitet, das saftstrotzende Erdgrün nährend und erquickend.

Heimat ist ein stilles In sich Versinken! — — — Und wenn das Nachtauge des Lebens uns dunkelt, dann senden wir unsere Sehnsuchts-
pfeile nach fernern Sterneninseln, wo aller Jammer des Tages schweigt!
Ewige Heimat!

Oberschlesien ist meine Heimat! Seit 700 Jahren steht es im
Bannkreise Deutschlands! Mit heißem Atem kämpfen hier
heute zwei Kulturen! Ich grüße all die tapferen Streiter, die Helden
des Deutschtums, die ungenannten, unbekanntnen!

Deutsch sein heißt, sich seiner Ahnen würdig zeigen! Deutsch-
sein heißt, die Höhe von Wissenschaft und Kunst erklimmen! Deutsch-
sein heißt, ehrenhaft handeln und charaktervoll leben! Wie sagte doch
der russische General Termolow, als ihn einmal der Kaiser Alexander I.
fragte, was er sich noch wünsche? Er gab die treffende Antwort: „Mache
mich zum Deutschen, Gossudar!“ —

Oberschlesien, die walderrauschende Ostmark, birgt ein nimmer-
müdes Volk, das in emsiger Arbeit uns schweißgesäuerte Brot ringt!
Ein zwiefaches Antlitz zeigt unsere ober-schlesische Heimat: Ahren-
gold und Schlackenmeer. . . Ein zwiefacher Laut tönt uns ent-
gegen; aber er kommt nur aus einem Herzen! —

Und mögen die Planken des Schiffes vom sintflutartigen Braus der
Wasser bis ins Mark erbeben; wir müssen hindurch ins neue, dunkle,
notgeborene Dasein. . .! Die Tochter der Slawa ist erwacht, und ihre
Töne umgaukeln heut die Scholle! Mit beiden Fäusten heißt es kräftig
zupacken! Was war, ist tot! Mit wachgewordenen Sorgen vor Dingen,
die noch nicht Gestalt und Wesen haben, schrecken uns die glut- und blut-
bestreuten Tage. Das Schicksal schäumt im Flutensturm. Nur eines
bleibt, gebaut auf festem Grunde der Einigkeit: das hehre, brausende,
weltbewegende Lied: Arbeit! Die kräftig zupackende Frau! Nerven-
gestählt und gottgeweiht am Altare des Alls! Es kommt und dämmert
und stürmt und türmt sich ein neues Morgenlicht! Durch Sabattore
wandeln wir zu dem Pfade der Zukunft! Gott näher, dem entschwindenen!
Dem Frieden in die Arme! Schon wölbt sich der hehre, regenbogen-
farbige Himmelsbogen, die Endstunde des Leidens kündend! Ward unser
Volk im Feuerofen der unheilswangeren Trübsal und Prüfung auch gerecht
befunden? Wird es geläutert und national gefestigt aus ihm hervorgehen? —
Wie auch immer der eiserne Würfel des schweren, zu erwartenden Schick-
salstages fällt, wir grüßen unsere lieben Stammesgenossen mit den sieg-
frohen Worten: Oberschlesien, Glück auf! — denn: Heimat
ist Frieden!



An Oberschlesien!

Von Wilhelm Wirbischy.

Durch Ströme Bluts sind wir hindurchgeschritten.
 Millione nahm hinfort der Schlachtentod.
 Geweint wir haben viel, gedarbt, gelitten.
 Die Liebe siegte über alle Noth
 in Deutschland.

In Kummer, Noth ein einig Volk von Brüdern,
 Treu bis zum Tod' dem heil'gen Vaterland,
 So stritten wir, ein Heldenvolt, in Liedern
 Gefeiert, bis der Hunger überwand
 mein Deutschland.

Der Friede kam, — nicht so, wie wir uns dachten.
 Gott hat's gewollt —, im düstern Trauerkleid.
 Wer nicht geblieben ist in blut'gen Schlachten,
 Vergehet jetzt vor Jammer und vor Leid
 um Deutschland.

Der schwarze Nar, der kühn den Flug zur Sonne
 Gewagt, gar schwer getroffen liegt, umstellt
 Von grimmer Meute. Ihn, der unsre Wonne,
 Nun neuen Hasses Gift zu Tode quält.
 O, Deutschland!

Der Satan, Schrecken! zieht durch unsre Lande,
 Streut Lüge, Haß in unsrer Brüder Reih'n,
 Will jählings lösen feste, heil'ge Bände.
 Dich, treues Volk, heißt er Verräter sein
 an Deutschland.

Wo wir jetzt sind, wir wissen es heut alle.
 Was kommen wird, wenn Satan es gelang,
 Zu locken euch in seine finstre Falle?
 Ich weiß es. Schwer wird mir's ums Herz und bang,
 mein Deutschland.

Wohin ihr schaut, auf Felder, Wiesen, Raine, —
 Allüberall der deutsche Frühling treibt. —
 In toten Gräbern regen sich Gebeine.
 „O, glücklich seid ihr,“ raunt's dort, „wenn ihr bleibt
 bei Deutschland!“

Bei Deutschland nur, hört ihr's, wir glücklich bleiben!
 Wer anders denkt, verlasse unsre Reih'n!
 Ins fremde Lager soll der Arge treiben,
 Soll dort vergeh'n, verdammt auf ewig sein
 von Deutschland.

Ihr wart und bleibet allzeit Schwestern, Brüder
 Trotz allem, was noch kommt und einstens war.
 Beisammen lebtet ihr, ward einig, bieder:
 Bleibt so, und nie trennt euch der Feinde Schar
 von Deutschland!

Bald kommt die Zeit, da schwer die Würfel fallen.
 So zögert nicht, eilt, reicht euch fest die Hand,
 Ruft laut, daß es die Wände widerhallen:
 Wir halten fest im Oberschlesienland
 zu Deutschland!

Ein Gottesgericht

Roman von Wilhelm Wirbisky

1. Fortsetzung.

III.

Don Martinez Sierra war über die Weissagung der Zigeunerin nicht sehr erfreut. Sie hatte ihm eine Antwort gegeben, die ihn fortan nicht zur Ruhe kommen ließ. Der schwere Manzanilla hatte ihm an dem Empfangsabende den Kopf ein wenig verwirrt, sodaß er die stundenlange Abwesenheit seiner Zukünftigen gar nicht bemerkte. Auch war er infolge der Aufregung beim Stiergefächte zu sehr abgespannt, um dauernd seine Aufmerksamkeit auf Donna Josephe richten zu können. Heut aber, da er wieder nach langer Ruhe im Besitze der alten Geistes- und Körperkräfte war, sah er alles ganz anders.

Donna Josephe war lange, sehr lange ausgeblieben. Sie hatte hierfür gar keinen Grund angegeben. Außer einigen Begrüßungsworten hatte sie den ganzen Abend auch nicht ein Wort mit ihm gesprochen. Wo war da etwas von Liebe, die sie für ihn hegen sollte, zu merken? Er mußte wahrlich ein Tor sein, daran zu glauben. Juana hatte ihm eine zweideutige Antwort gegeben. Juana war ein Zigeunerweib, eine Here. Und Heren stehen mit nichtirdischen Mächten in Verbindung. Das wußte er. Er fand keine Ruhe, und so entschloß er sich, die Zigeunerin aufzusuchen, um sie auszuforschen. Durch Korkeichen und Obäume windet sich sein Weg bis ins Weichbild der Stadt, hinter dem sich unheimliche Bergriesen aufstürmen. Er läßt die trogenden Kalkschiefermassen im Osten liegen, benutzt nur die eine gangbare Schlucht, die durch die Anfänge der Bergkolosse zum Meere führt, um nach dreistündigem Marsche das ersehnte Zigeunerdorf zu erreichen. Es ist kein Dorf in eigentlichem Sinne, sondern nur der Rest einer maurischen Burg, das die braunen Gesellen bewohnen. In wüsten Ruinen haust das schmutzige Bettelvolk. Wo keine Gemäuer mehr ausreichten, um den sonderlichen Gestalten Unterkunft zu bieten, mußten Höhlen herhalten, deren Eingänge üppige Rattusgewächse verdecken.

Juana, die Frau des Zigeunerkönigs, hatte er bald gefunden. Er hätte sie nicht erkannt, wenn sie ihn nicht von selbst angeredet hätte. So wenig unterseht sie sich, die am Empfangsabende im Alcazar durch ihr farbenreiches Gewand, durch ihre kühnen Tänze die Bewunderung aller Gäste hervorgerufen hatte, von allen anderen Gitanas. Sie ahnt, weshalb Don Martinez Sierra zu ihr gekommen. Forschend blickt sie dem Matador ins flackernde Auge, und schon scheint sie seine Gedanken erraten zu haben. Im stillen rechnet sie auf einen hohen Gewinn. Ja, sie will heut durch Lüftung eines Geheimnisses zwar das Glück des vor ihr Stehenden zerstören, sich dafür aber zu einem kleinen Reichtume verhelfen.

„Don Sierra“, redet sie ihn, ohne erst abzuwarten, bis er begann, an, „Ihr seid beunruhigt wegen Donna Josephe Asteron und sucht Rat bei mir. Wie ich Euch lesthin sagte, werdet Ihr von ihr geliebt, wenn Donna Asteron keinen anderen mehr liebt.“

Don Sierra atmet schwer auf.

„Ja, ja“, fährt sie nach einer Weile fort, „es ist ein eigen Ding um die Liebe. Ihr kennt gewiß die stolzen Mädchen Hispaniens. Da mag ein König kommen, sie schlagen ihn aus, wenn ihr Herz einem anderen bereits zugetan ist.“

„Und so wird's auch hier bei mir sein“, fällt ihr Don Sierra mit lauter Stimme in die Rede. Er will noch weiter sprechen, aber sie winkt ihm zu schweigen. „Nur nicht aufregen, wenn noch nichts geschehen ist“, fährt sie fort. „Die Liebe macht Sorgen, verschont nicht Kaiser und Könige und auch Euch nicht, die Ihr ihnen gleichet.“ Sie schmeichelte ihm, nicht ohne Absicht.

„Die Liebe macht Sorgen“, wiederholte er, „und der Blitz der Eifersucht arbeitet ebenso fürchterlich wie der Blitz, der vom Himmel fällt.“

„Eifersüchtig zu sein, habt Ihr doch keinen Grund“, fuhr das Zigeunerweib fort. „Wie es scheint, habt Ihr Donna Josephe doch noch wenig gesprochen. Wollt Ihr, daß ich hingehe und Euch den Weg zu ihrem Herzen ebne?“

Don Sierra dachte nach. Der Vorschlag schien ihm nicht übel.

„Dann kann und werde ich Euch sagen, wie es um Eure Zukunft bestellt ist.“

„Es soll geschehen!“

Der Matador war einverstanden.

Es war spät geworden, als Don Sierra mit Juana, der Zigeunerkönigin, auf einsamen Pfaden nach der Stadt zurückeilte. Leuchtend und milde brach die Nacht herein. Der Strom, der zu der Seite des Weges durch die tiefe Schlucht seinen Lauf nimmt, fließt ruhig und majestätisch.

Der Matador ist in Gedanken versunken.

Zwei Stunden sind sie unterwegs. Da verschleiert den funkelnden Sternenhimmel gräuliches Gewölk, und ein wildes Unwetter zieht über das Land. Der Lauf des Wassers wird heftiger. Unheimlich grollt der Donner. Die Najaden in dem aufgepeitschten, reißend gewordenen Strome sind wach geworden und schluchzen ein Lied von tiefen Schmerzen. Don Sierra und Juana beflügeln ihren Lauf. Ihr, die ihr ganzes Leben ein Naturkind geliebet, die so viele Male Blitz und Donner unter freiem Himmel erlebt hatte, die so viele Male mit Juanillo auf einsamen Wegen an unergründlichen Abhängen und Schluchten vorbei in stockfinsterner Nacht gepilgert war, ist heut nicht sonderlich zumute.

War der Fußboden unter ihr bröckelndes Gestein, oder hatte der Regen den erdigen Weg zu sehr aufgeweicht, sie wankte und drohte zu fallen.

„Don Sierra, spürt Ihr nichts?“

Der Angeredete hörte nichts von ihren Worten.

Der Strom in der gähnenden Tiefe neben ihm brauste und gurgelte zu sehr, als daß er die Rede der Zigeunerin hätte vernehmen können.

Er mahnte vielmehr zur Eile, ohne die sich wiederholenden Fragen Juanas anzuhören.

„Hier wohnt Meister Pedrillo. Er hat noch Licht, muß wohl noch wach sein. Kennt Ihr ihn?“

„Pedrillo?“ Die Zigeunerkönigin atmete auf. „Pedrillo? Pedrillo wird Euch und mich aufnehmen. Ich kenne ihn, den besten Schuster der Stadt und vom Alcazar.“

Der zerklüftene Rock der Zigeunerin war nur noch ein nasser Sader und klebte an der fröstelnden Gestalt der vom Sturm und Regen arg Mitgenommenen. Aber auch Don Sierras Gewand hatte sehr unter dem Unwetter gelitten. Sie waren überfroh, als Pedrillo ihnen die Thür öffnete und sie eintreten ließ.

„Na, daß Ihr noch lebt! Dieser Donner, wie wenn das Himmelsgewölbe auseinander ginge, und dann — ich verstehe mich nicht darauf — aber gehört habe ich es von meinem Großvater, daß — — —“

Der kleine, buckelige Schuhmachermeister kann nicht weiter reden. Der Tisch, die Bänke und Truhen auf dem Fußboden bewegen sich, wie wenn sie unsichtbare Mächte von der Stelle schöben. Die Bilder an den Wänden schaukeln, und die in der Mitte der niedrigen Stube Stehenden halten einander fest, um nicht zu fallen. Sekunden nur, dann ist alles wieder so still, wie wenn nichts gewesen wäre.

Die Kerze, die im Leuchter am Tische stand, ist durch das plötzliche Wanken des Tisches erloschen, und Meister Pedrillo hat Mühe, in der Finsternis sie von neuem zum Leuchten zu bringen.

„Seht Ihr's, das meinte ich. Gott schützt uns davor! Ich mag's nicht aussprechen. Aber als mein Großvater lebte, da soll es fürchterlich gewesen sein. Da hat selbst die Kathedrale etwas abbekommen. An der rechten Seite vom Haupteingange — da fehlen die kleinen Thürme noch heute. Und die Spitze der Giralda war früher noch höher als heute. Na — — — ruht Euch aus. Ich werde den Ramin in Brand setzen. So ein nasser Wams ist kein Vergnügen — selbst wenn es in einer Juli-nacht ist.“ Pedrillo warf ein Scheit nach dem andern in das lodernde und prasselnde Feuer, reichte den am Ramin hockenden Gästen ein Glas spanischen Wein und redete bald zu sich, bald zu den anderen, ohne unterbrochen zu werden: „Ja, Meister Pedrillo, hat stets ein offenes Haus für Bedrängte und Schutzsuchende. Meister Pedrillo ist deshalb auch geschätzt in der ganzen Stadt. Aber, aber — — 's konnt' heut ein bißchen schlimm werden. Der da oben, unser lieber Herrgott, läßt nicht mit sich spaßen, muß ihm da wieder etwas nicht passen, muß ihn wieder jemand und schwer beleidigt haben. Großer Gott und Meister aller Meister, an Pedrillo, deinem untertänigsten Diener, soll es nicht liegen. So — daß du die Zornesfalte von deinem Antlitz wischest und Pedrillos Haus auch weiterhin unversehrtest, zündet Pedrillo dir diese zwei Kerzen an. Damit das Bild Unserer lieben Frau vom Siege im hellen Glanze erstrahle, weihst dir Pedrillo eine Saeta.“

Nun macht er eine Pause, um sich gleichsam zu vergewissern, ob Don Martinez Sierra und Juana ihm auch lauschen. Dann schöpft er

Atem und in wehmütigen, klagenden Tönen spricht er in den matt erleuchteten Raum einen „Pfeil“, wie ihn immer die schönen Spanierinnen bei den großen Prozessionen durch die Luft fliegen lassen:

„Miraló; por allí viene
El mejor de los nacidos,
Con una cruz en los hombros
Y el rostro descolorido.

Schau; dort kommt er,
Der Beste unter den Menschenkindern,
Mit einem Kreuz auf den Schultern,
Und das Antlitz erbleicht.“

Das Zigeunerweib starrt in die rote Blut, ohne sich viel um den Gesang des Schusters zu bekümmern. Aber Don Sierra lauscht desto mehr.

Ein sonderlicher Gefelle war ihm immer dieser Pedrillo. Wo mutete er diesem eine solche Gemüthsstiefe zu? Er war immer der Meinung, ein Buckliger wäre selten, meistens aber überhaupt nicht gut. Nun sah er etwas, was ihn hierin irre machte. Er konnte darüber nicht lange nachdenken; denn Meister Pedrillo fing wieder zu reden an: „Morgen, morgen geht Meister Pedrillo in den Alcazar. Ach, es sind doch zu gnädige Herrschaften dort. Der gnädige Herr Henrico Asteron, der gnädige Herr Philippo Asteron, die gnädige Fräulein Josephe Asteron. Ach, auch sie, die Tote, die selige, gnädige Frau Paquita Asteron, war eine liebe, gute Herrin. Gótt laß sie in Frieden ruhen! Morgen geht Meister Pedrillo in den Alcazar, morgen geht Pedrillo zur gnädigen Fräulein Josephe. Im Mädchenhofe, in dem entzückenden Mädchenhofe soll ich ihrer warten — — —“

Don Sierra lauscht mit nie gekannter Andacht. Pedrillo erzählt viel, doch der Matador möchte alles wissen, alles, alles, was Donna Josephe angeht. Er springt auf, daß Pedrillo förmlich zusammenfährt. Den kleinen buckeligen Schuster faßt er mit seiner starken Hand am Arm: „Meister, raus mit dem Wort! Was wollt Ihr bei Donna Josephe?“ Pedrillo mißt ihn von unten bis oben mit Blicken, wie wenn er den Matador wegen der nicht allzusanften Berührung zur Rechenschaft ziehen wollte, aber er wendet sich bald zur Seite, spaziert mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab und plaudert in gewohnter Weise: „Meister Pedrillo hat für seine Arbeit schon viel Lob und Gold geerntet. Morgen wird Meister Pedrillo dem gnädigen Fräulein Maß nehmen zu den schönsten Brautschuben, wie sie noch keine Spanierin gesehen hat.“

„Nah!“ Don Sierras Brust hebt sich vor Wonne. Er rafft sich auf; er will zur Thür, will nach Haus eilen. Nun ist jeder Zweifel aus der Welt geschafft. Doch Juana ist wie eine Rase hinter ihm her, ergreift ihn am Rockärmel und hält ihn zurück: „Nur nicht so eilig! So leicht ist der Sieg nicht errungen. Meister Pedrillo kann Brautschuhe anfertigen. Dessenungeachtet kann Donna Josephe einen anderen in denselben zum Altare führen.“ Juana sieht, daß sie um ihr Geld kommt. Sie will trohdallem ihr Geschäft machen.

„Herge, mach, daß du davon kommst! Verwirr nicht die Köpfe der Vernünftigen!“ schreit ihr der Matador entgegen.

„Nah, Herge? Jetzt Herge! Juana weiß alles, Juana wird sich aber schön hüten, einen langen Weg umsonst zu machen“, entgegnet sie ihm ohne Furcht.

„Was weißt Du?“ entgegnet ihr, noch immer aufgereggt, Don Sierra.

„Was? Alles!“

„Hier!“ Er wirft ihr zwanzig Pesetas auf den Tisch.

Inangerührt läßt sie das Geld auf dem Tische liegen. „Für so ein Bettelgeld läuft man nicht die ganze Nacht bei Gewitter und Erdbeben in die Stadt. Nein, nein, Don Sierra, Ihr schäzket meine Prophetengabe allzu gering.“

„So habt Ihr hundert!“

„Auch diese nehme ich nicht an. Meister Pedrillo, entschuldiget, wenn ich Euch belästigt habe. Wenn Ihr Euch zur späten Nachtstunde in unserer Gegend verlaufen habt, dann sollt Ihr bei uns herzlich willkommen sein. Lebt wohl!“ Wie der Wind war sie fort. Über dem rostigen Kirchturmkreuze des bei Pedrillos Hause gelegenen Karmeliterklosters funkelte matt und blaß der Abendstern. Im Osten lichtete sich der Himmel. Die Cypressen des alten Klostergartens warfen ihre Schatten auf die wieder trockene Landstraße. Am Horizont heftete die aufgehende Sonne blutrote Bänder an das immer lichter werdende Firmament. Unter dem Dachfirste des Hauses, das soeben Juana verlassen hat, machen sich lustige Späßen bemerkbar.

„Juana! Juana!“ schreit Don Sierra in den jungen Morgen hinein. Wie ein Pfeil schießt er die Straße entlang. Wo der Strom an den Weg stößt, hat er sie erreicht.

„Juana, 200 Pesetas — und nun sagt Ihr mir alles!“

„Don Sierra, ich bin Königin, die ärmste der Erde, wollt Ihr dementsprechend mich belohnen, dann laßet mich ziehen. Ich wollte Euch von Euren Schmerzen befreien — — —.“ Sie zog ihren Weg weiter. Da sah Don Sierra, daß er nichts ausrichtete.

„Ich denke, Ihr wolltet zunächst Donna Josephe selbst sprechen?“ Ungestüm fragend folgte er ihr. Keine Antwort. „Juana, 1000 Pesetas?“

Juana blieb wie angewurzelt stehen.

„Seht, das ist königlich gedacht.“

Er reichte ihr den angekündigten Lohn, und sie bot ihm dafür diesmal keine Mutmaßungen, keine Lügen, sondern die reine Wahrheit: „Don Sierra, es ist alle Mühe vergebens! Euch wird im Leben noch mehrmals eine glänzendere Partie als Donna Josephe angeboten werden. Trauert nicht! Donna Josephe ist vergeben. Noch weiß es niemand. Aber ich habe es gesehen in der Nacht, da sie stundenlang dem Feste fern blieb. Und auch den Namen dessen, der sie in den Armen hielt, herzte und küßte, könnte ich nennen. Wozu aber erst Staub aufwirbeln? Laßt Donna Josephe glücklich sein! Sie hat Euch nichts zuleide getan. Bleibt dem Alcazar fern!“ Der Staub der Landstraße entzog Juanas Gestalt den Blicken Don Sierras, der gesenkten Hauptes seine Wohnung aufsuchte.

IV.

Vom tiefblauen Himmel leuchtet die Sonne mit der ganzen Kraft ihrer Strahlen. Kein Wölkchen trübt die klare, lichte Himmelsdecke. Traumverloren liegen die in Sonne, Blumenduft und Blättergrün gehüllten Gärten des Alcazar. Nur am Palmentor regt es sich. Dort steht wieder Donna Josephe und wartet. Wenn das ihr Vater oder sonst jemand gewußt hätte, man würde sie als eine große Sünderin verschrien und dementsprechend bestraft haben. War es doch eine grobe Sittenverletzung, wenn ein spanisches Mädchen vor der Hochzeit auch nur einen Augenblick allein mit ihrem Geliebten sprach.

Und ihre Strafe würde noch empfindlicher geworden sein, wenn man erfahren hätte, daß der Erwartete nicht Don Martinez Sierra, der vergötterte Matador, sondern Jeronimo Rugera, ihr Lehrer, war.

Jeronimo Rugera kam jeden Tag in den Alcazar, um daselbst Donna Josephe in Musik, Literatur und anderen schönen Dingen zu unterrichten. Er selbst war ein Künstler, schrieb und komponierte die herrlichsten Sachen. Don Henrico Asteron, hauptsächlich aber sein Sohn, Don Philippo Asteron, waren anfangs sehr dagegen. Sie schwärmten nicht für Ideale, erfreuten sich vielmehr am Reichtum und an leiblichen Genüssen. Da aber Donna Josephe inständig flehte, und der Vater der einzigen Tochter einen heißen Lebenswunsch nicht unerfüllt lassen wollte, kam Jeronimo Rugera ins Haus der reichen, stolzen Asteronfamilie.

Jeronimo Rugera unterschied sich merklich, und zwar körperlich wie seelisch, von allen übrigen Spaniern. Wenn man ihn sah, glaubte man in ihm eher einen Nordländer als einen Vertreter der romanischen Rasse zu erblicken. Er haßte die Trägheit, war unermüdllich im Streben nach geistiger Vervollkommnung. Er steckte nicht allzusehr den Caballero heraus, war aber trotzdem höflich und stolz, wo er es seinem Empfinden nach zu sein glaubte. Er zählte 26 Lenze.

Dieser brave Jeronimo hatte, ohne es lange Zeit zu wissen, geschweige erst zu ahnen, das Herz Donna Josephens entzündet.

Ehrebietig, höchst artig, hatte er ein jedesmal die Räume des Alcazar aufgesucht, um daselbst Donna Josephe, oft im Beisein ihres Vaters oder Bruders, zu unterweisen.

Er sang schön, spielte prächtig, schrieb und wußte viel, sehr viel. Er war Künstler und Philosoph. Donna Josephe war von Jugend an ein kleiner Grübler gewesen. Jeronimo Rugeras Ausführungen führten ihren Geist in weite Fernen. Jedes Mal sprach er von etwas anderem. Wie schien ihr die Wissenschaft unerschöpflich! Don Henrico und Don Philippo Asteron aber fühlten ob solcher Vorträge Langeweile. Sie ließen für die Zukunft Donna Josephe und ihren Lehrer allein. Oft aber fragten sie Donna Josephe, ob ihr solch zeitraubendes, nichtsnußiges Gespräch denn wirklich gefiele. Sie wollten ihr scheinbar einen Wink geben, den Unterricht für immer zu beenden. Als Donna Josephe aber ihnen zu verstehen gab, daß ihr diese Stunden das Schönste auf Erden wären, da zuckten sie lachend die Achseln. Jeronimo Rugera lauschte sie aber von nun an umso aufmerksamer. Sie begann nun auch, da Vater und

Bruder dem Unterricht nicht mehr beiwohnten, Rugera nach diesem oder jenem Lebensrätzel zu fragen. Und Rugera hatte an der jungen Donna seine helle Freude. Wenn er ihr eines Tages sagte: „Donna, ein so wißbegieriges und lernfreudiges, dabei kindlich-frommes Wesen habe ich noch in ganz Spanien nicht gesehen“, so sagte er ihr keine Schmeichelei, sondern die reine Wahrheit. Und Donna Josephe war auch in der That ein braves Mädchen, kein Herdenmensch. Sie fühlte sich abgestoßen von dem rohen Sinn der Spanier. Einen Stierkampf hatte sie nur einmal im Leben angeschaut. Ohnmächtig hatte man sie aus der Arena nach Haus getragen, während ihre Freundinnen dort weiter verblieben, dort weiter lachten und mit den Händen Beifall klatschten. Während sie in ihrer Kindheit viele Gespielinnen hatte, mied sie seit jenen Tagen dieselben. Und wenn sie ihr Vater in dem Glauben, sie würde die „Arena“-Krankheit schon allmählich überstehen lernen, abermals in die Arena mitnahm, so entfloß sie ein jedes Mal gleich nach dem Beginn der Vorstellung. So hatte sie es auch getan, als Don Sierra den 100. Stier niedergestochen hatte. Don Sierra hatte sie im Leben nur einige Male kaum flüchtig gesehen, geschweige erst gesprochen. Sie kannte weder seine Denkungsart noch seinen ganzen Charakter. Und wenn man auch in Ehren von ihm sprach, er besäße neben einer künstlerischen Körpergewandtheit, neben einem großen Vermögen, neben der ganzen Volksgunst eine ungeahnte französische Vornehmheit, eine unübertroffene englische Korrektheit, eine seltene italienische Liebenswürdigkeit, so mußte sie sich mit aller Bestimmtheit sagen: „Das nützt alles nichts. Der Reim der Roheit steckt trogalleudem in ihm“. Sie wollte von ihm nichts hören, nichts wissen. Mochte er tausend Stiere bezwingen, bis an das unschuldige, nach Schönheit und Wahrheit lechzende Mädchenherz konnte er nicht heran. Sie war halt einmal anders wie alle anderen ihres Geschlechtes. Sie war nicht scheinheilig, wiewohl sie sich auch und gern an den feierlichen Prozessionen der Semana Santa betheiligte, wiewohl sie fast täglich die Capilla der Nuestra Senora aufsuchte, um dort der von ihr so heißverehrten Muttergottes einen schönen Rosenstrauß aus den Patios ihres väterlichen Schlosses zu schenken, wiewohl sie keine Woche verstreichen ließ, ohne die Äbtissin des Karmeliterklosters gesprochen zu haben.

Donna Josephe war auch nicht müßig wie alle anderen reichen und armen Spanierinnen. Sie webte mit der Hand und ach! so gern auch mit den Gedanken; sie wusch die Wäsche so weiß wie das Licht und achtete auch auf ihre Seele, daß dort die dunklen Flecken entfernt wurden. Donna Josephe war ein Erdenkind, an dem der liebe Gott seine Freude haben mußte, wenn sie es auch vorzog, draußen in der stürmischen Welt den Gefahren zu trotzen, anstatt im verschlossenen Kloster ruhevoll ihr Leben zu verbringen.

Viele ihrer Altersgenossinnen waren bereits in das Karmeliterkloster Unserer lieben Frau vom Berge eingetreten; sie aber zögerte, fühlte nicht den Drang in sich, einen Beruf zu ergreifen, zu dem sie sich von Natur aus nicht recht hingezogen sah. Ja, Donna Josephe hatte Teronimo Rugera gegenüber, mehr in ernstem Tone als scherzend, als man einmal

über die Berufswahl der Menschen zu sprechen kam, geäußert: „Ich will heilige Worte nicht mißbrauchen, aber bei dieser Gelegenheit weiß ich keine anderen anzuwenden. Bei aller Liebe und Ehre, die ich meinem göttlichen Heilande, meiner heiligen Religion entgegenbringe, kann ich mich nicht enthalten zu sagen, daß auf Erden meine Religion einmal die Ehe, meine Kathedrale das eigene Heim, der Altar die Wiege sein sollen.“

Sie war zwar über ihre eigenen Worte schamrot geworden, aber gar bald hatte die Glut ihres südlischen Temperaments gesiegt.

„Der liebe Gott wird mir solche Worte verzeihen, aber ich kann mir nicht helfen. Ich liebe ihn sehr, — sehr aber auch den anderen.“

Ieronimo Rugera nahm diese Worte ruhig hin. Er machte keine Zusätze, ging vielmehr auf ein anderes Thema über. Er hätte nie und nimmer geahnt, daß der nächst Gott so Heißgeliebte er, der gesellschaftlich so tief unter ihr stand, der sonst im Leben so einsam und verkannt war, sein sollte. Lange, lange wußte Rugera nichts davon.

Ein Jahr war er bereits in dem Hause Asterons ein- und ausgegangen, als der von Donna Josephe so lang ersehnte Augenblick gekommen war, da er auch zu ihr eine unsagbare Neigung zu empfinden begann und nicht imstande war, sich zu beherrschen, sondern stürmisch vor sie hintrat, um ihr seine heiße und große Liebe, wie eine solche einstens nur Dante zu Beatrice besessen habe, zu gestehen.

Donna Josephe hielt sich zunächst züchtig zurück, und Rugera begann schon seine unüberlegte Eile, sein nutzloses Bemühen zu bereuen, als auch sie die letzte Schranke, die ihr angeborener Mädchenstolz zwischen ihre beiden Herzen gesetzt hatte, beseitigte. Seit jenem Tage war Donna Josephens Schicksal besiegelt, und kein Vaterwort, kein Volksbeschuß, niemand, niemand hätte vermocht, auch ein Pünktchen daran zu ändern. An die Widerstände, an die fürchterlichen Kämpfe aber, die sich ihrem Bündnisse bei seiner Verwirklichung entgegensetzen würden, hatte sie zunächst gar nicht gedacht. Auch er nicht. Er war ein willensharter Kopf und glaubte seine Angebetete über die schwersten Hindernisse höfischer und völkischer Sitten, unvernünftiger Etiketten und Meinungen hinweg in den glücklichen Hafen der Ehe zu retten. Und Donna Josephe vertraute ihm.

Donna Josephe steht am Palmentor und wartet. Trunken von der heißen Sonne tanzen die Mücken in der Luft. Sie ziehen Kreise, Spirallinien, bilden Quadrate, Rechtecke, zeichnen Diagonalen, fertigen aus aber-tausend Fäden die allerfeinste Spitze, wie sie keine Künstlerin schöner klöppeln kann. Die Mückenarbeit verfolgt Josephe mit aufmerkamen Augen. Ihre Gedanken fangen da auch bald zu weben an: Und mag es schlimm, sehr schlimm kommen, das größte Unglück wiegt einen einzigen, kurzen Augenblick solch seligen Liebesgenusses auf! — — —

Ieronimo Rugera war unbemerkt von hinten an sie herangetreten, hielt ihr mit seinen Händen die Augen zu, zog ihr Gesicht näher an sich heran und küßte leidenschaftlich ihren roten, heißen Mund.

„Du Schelm!“ flüsterte sie ganz verwirrt. Aber der Ungeredete ist auf und davon.

Es ist heller Tag. Man kann überrascht werden. Donna Josephe versteht das Verhalten ihres Geliebten. Ihr Trennungschmerz ist nicht groß; denn sie weiß, daß sie Rugera in wenigen Augenblicken wieder sieht. Sie wird zwar dann nicht von ihm umarmt, geküßt, sondern äußerst zeremoniell unterrichtet werden. Damit war sie aber auch zufrieden. Hauptsache war es ihr, wenn sie ihn nur sah und sprechen hörte.

Der Puppenhof, in dem sich beide wenige Minuten später zusammenfinden, ist mit Lust und Freude geschwängert. Das Balkenwerk der Rundbögen funkelt in der Sonne wie Gold. An den weißen Gipswänden zaubern die sich in riesigen Spiegeln brechenden Strahlen des Tagesgestirns einen riesigen Regenbogen.

Don Henrico Asteron ist soeben in den Hof eingetreten und lauscht dem Vortrage Rugeras. Letzterer hatte schon lange außer Donna Josephe keinen zweiten Zuhörer gehabt. Seinen innigen Redeton, den er sonst, wenn er mit Josephe allein war, gebrauchte, wandelte er in ernste, wissenschaftliche Worte. Seltsamerweise lauscht Don Henrico Asteron heute länger, als er es sonst zu tun pflegte.

Jerónimo Rugera trug aber auch maurische Geschichte vor, und diese interessierte ihn. Glaubte Don Asteron doch selbst von jeher, ein Abkömmling des Kalifen Muza, den einst die uneinigen Gotenfürsten Spaniens zu Hilfe riefen, zu sein.

„Erzählet, Rugera! Heut bin ich Euch ein andächtiger Lauscher!“ Don Henrico Asteron setzte sich auf einen Polsterstuhl neben seiner Tochter und lauschte. Und Jerónimo Rugera schilderte mit Begeisterung in aller Kürze die Geschichte des einst so stolzen, kulturreichen Maurenvolkes, nannte die Abkömmlinge der edlen und tapferen Araber, die im Gegensatz zu den rohen Türken, dem Mischvolke tartarischen Ursprungs, im Westen Europas ihre Herrschaft ausgebreitet hatten, wahre Wohltäter der spanischen Bevölkerung. „Am 25. Juli 712 war es, als der arabische Feldherr Tarik in der Schlacht bei Xeres de la Frontera die Herrschaft der Goten beendigte. Gibraltar als Fels des Tarik wurde eine starke Festung und zugleich die Brücke zwischen den spanischen und nordafrikanischen Mauren. Die Mauren waren tapfer, eroberten bald ganz Spanien, um es acht lange Jahrhunderte zu beherrschen. Den Leibeignen und Juden war die maurische Herrschaft ein Segen. Sie wurden frei. Halb Europa seufzte unter einer drückenden Sklaverei; das maurische Spanien aber hob sich von Jahr zu Jahr auf eine nie geahnte Kulturhöhe.“

„Das Christentum aber — —“ begann Donna Josephe leise zu unterbrechen.

„Dieses“, entgegnete Rugera, „sah in den maurischen Herrschern keine Feinde; im Gegenteil, die Christen waren den Mauren gleich gestellt. Weise Heerscher regierten das Land. Kühn erdachte Bewässerungsanlagen machten Spanien zum fruchtbarsten Lande der Erde. Der Handel, die Wissenschaft, die Künste blühten daselbst wie nirgends auf der ganzen Welt damals und heut. Cordova und Granada, noch heute künden sie

ebenso wie unsere Stadt die Pracht und die Macht der Maurenzeit! Cordova, die Stadt Abdu'r-Rahmans mit seinem Weltwunder, mit seiner zauberhaften Moschee, war lange der Regierungssitz der Kalifen. Doch wie kam es, daß Cordova und später auch Granada, diese unter Muhamed Alhamar so hoch gekommene Residenz, wieder sank, um gänzlich seiner maurischen Herrscher verlustig zu gehen?"

Seronimo Rugera hielt plötzlich inne; denn es ließen sich Schritte vernehmen. Ein Diener meldet zaghaft und überhöflich das Erscheinen Pedrillos.

"Brecht ab, nächstes Mal weiter", winkt Don Henrico Asteron, und Rugera wendet sich, sich still verneigend, Josephe in einem unbeobachteten Augenblicke heiße Blicke zuwerfend, dem Ausgange zu.

"Vater, ich — ich — ich bin zu sehr verwirrt — — mich schmerzt der Kopf. — Ach das Maßnehmen — — lassen wir es, bis Don Sierra am Sonntag den letzten Stoß vollführt hat. — Ich bin müde — ich möchte ruhen. Entlasse den Meister! Bestell ihn später — vielleicht in einer Woche." Donna Josephe ist sichtlich matt geworden. Der Anblick Pedrillos hat ihr alle Kraft, im Puppenhose weiter zu verbleiben, genommen. Sie weiß, die Schuhe sind für Don Sierras Hochzeit bestimmt. Ihr Vater, die ganze Stadt verlangten es. Und ihr Herz sprach anders. Sie wehrte sich mit aller Macht dagegen, und Pedrillo verließ unverrichteter Sache den Alcazar, nicht ohne vorher von Don Asteron beauftragt worden zu sein, seinen Besuch in der nächsten Woche zu wiederholen.

(Fortsetzung folgt.)



Die neue Zeit.

Die Menschheit sich verjüngt; wo kahl vor Frost
Wie abgestorben lag das Feld zuvor,
Jetzt neues, wunderbares Leben sproßt,
Und kraftvoll drängt's zum Sonnenlicht empor;
Denn auch im Armsten man erkennt und ehrt
Fortan der ew'gen Menschenrechte Wert.

Aus „Stein“, Nationaldrama von Otto Kirstein.

Er. Excellenz, Herrn Dr. Simons, Deutschlands Außenminister
in größter Hochachtung und Verehrung gewidmet vom Verfasser.

O Deutschland, du Heimat der Lieb' und Treu'.

Emil Lauenstein.

Mit voller Begeisterung.

Emil Lauenstein.



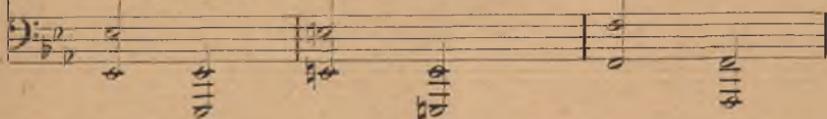
1. Es liegt heut da - nie - der die deut - sche Macht, es
2. Und wäh - rend nach au - ßen kaum Frie - den ist, da
3. Und wenn uns vor Schmerz heut das Herz fast bricht, wir



1. ging ver - lo - ren die gro - ße Schlacht. Nun blu - tet das hei - li - ge
2. tobt im Lan - de der Bru - der - zwist. Statt ei - nig zu ge - hen den
3. schreiten dennoch durch Nacht zum Licht. Was klein - li - che Gei - ster jetzt



1. Ba - ter - land, die Wehr, die tapf - re, in nichts entschwand; es
2. Berg hin - an, da heßt und ha - dert manch' deutscher Mann. Vom
3. rich - ten an, wird einst schon ord - nen der rech - te Mann; drum



1. knech - tet der Feind uns sie - ges - toll und
 2. Wahn - sinn ge - packt, ver - wirrt, be - fört, wird
 3. las - set uns hü - ten den deut - schen Rhein, und

Ped. *

1. füllt uns den Kelch des Lei - des voll. Mit
 2. auch noch — vol - lends das Lez - te zer - stört. Und
 3. seht eu - re Stim - men für Schle - sien ein, zu

Ped. * *Ped.* *

a tempo

1. un - se - ren Schif - fen sticht er ins Meer, so
 2. die heut so han - deln, sie stell'n sich blind, seh'ns
 3. kämp - fen für Frei - heit und Deutsch - lands Ehr, was

a tempo

Ped. *

1. sucht zu ver-nich-ten er An-sehn und Ehr: }
 2. lei-den-de Weib nicht und's dar-ben-de Kind: }
 3. gáb's für uns Deut-sche wohl Schö-ne-res mehr? }

mit voller Begeisterung!

1-3. Deutschland, du Hei-mat der Lieb' und Treu', o

mit voller Begeisterung!

1-3. Deutsch-land, o Deutsch-land, dir schwör' ich auf's neu!

wichtig!

wichtig!

Ped. * Ped. * Ped. * Ped. *

Das abgebrannte Versailler Schloß in Glatwenkiz D.-Schl.

Von Pfarrer Georg Włodarczyk, Groß-Rottulin D.-Schl.

Nach dem Schlosse von Versailles, wo 1870—1871 das deutsche Hauptquartier war und 1919 der Friede zwischen der siegreichen Entente und Deutschland nach dem Weltkriege geschlossen wurde, lenkten sich die Blicke der Welt in unseren Tagen. Das Schloß von Versailles ist der Stolz und der Ruhm Frankreichs. Dieses historische Bauwerk ist eins der schönsten der Welt und war bis 1789 die beliebte Residenz der französischen Könige. Sein Entstehen verdankt es Ludwig XIV. (1643—1715), dem „Sonnenkönige“, der es mit ungeheurem Geld- und Kräfteaufwand bauen ließ. Es entstanden die wunderbaren Fontänen, Cascaden, Springbrunnen, Ermitagen, Orangerien und Statuaden, eine Pracht, die heute noch im XX. Jahrhundert unser Auge entzückt.

Beim Eintritt in den Schloßhof von Versailles sieht man drei sich vereinigende Alleen, die breite vergoldete Umzäunung mit acht Säulen. In der Mitte befindet sich das mit goldenen Wappen und Trophäen Frankreichs verzierte Tor. Zu beiden Seiten stehen Wächterhäuschen und auf ihnen Marmorstatuen der Siegesgöttinnen. Eine von ihnen hält eine Krone in den Händen, die zweite wirft einen Gefangenen nieder. Zu ihren Füßen liegt der deutsche Adler.

Vor dem Schlosse erhebt sich ein Denkmal Ludwigs XIV. auf einem feurigen Hengste. Den Bauplan des Schlosses fertigte der Kunstarchitekt Leveau im Jahre 1661 an, nach seinem Tode baute Mansart.

Das Innere des Schlosses zieren Fluchten prachtvoller Zimmer und Säle. Da gibt es eine Galerie der Schlachten, den berühmten Spiegelsaal und viele andere. Unzählbare Salons mit den Gemälden berühmter Könige, alter Meister und Künstler tragen die verschiedensten Namen. Die langen Gänge und Korridore sind durch Kunstwerke der Bildhauer geschmückt.

Wenn sich uns das Schloß als herrliches Kunstwerk seiner Art darbietet, so zeichnet sich nicht weniger der das Schloß umgebende Park durch Schönheit und guten Geschmack aus. Alles, was man mit der Natur in Verbindung bringen konnte, fand hier Anwendung. Blumen, Bäume, Rasenflächen, der Kies in den Alleen, herrliche Grotten und Springbrunnen, alles scheint durch Zauberhand hervorgerufen zu sein. Dieser Park, mit unzähligen Werken der Bildhauerkunst durchflochten, ist einer der herrlichsten Gärten der Welt. Ein wahres Kunstwerk ist der aus Marmor ausgeführte Wagen des Sonnengottes Apollo. Zu beiden Seiten der königlichen Alleen brachte Mansart die schönste Zier des ganzen Parkes an; er stellte eine Kolonnade von 32 Säulen türkisblauem, weißem und rotem Marmor auf, von Bildsäulen verziert, zwischen denen gleichhohe Springbrunnen ihre Wasserstrahlen emporwerfen.

Nach dem Willen des Königs entstanden noch andere schöne Bauten, wie das Schloß Trianon. Da der König starken Blumenduft liebte,

entstand das Blumenkabinett, in welchem Tausende der am stärksten duftenden Blumen sich befinden.

Dies ist ein kurzer Abriss über das Schloß von Versailles mit seinen Schönheiten. Unbekannt dürfte es sein, daß dieses herrliche Schloß mit seinen Anlagen bald nach 1700 auch in Oberschlesien und zwar in Slawentzitz, wenn auch nicht in derselben immensen Ausdehnung, durch Graf Flemming aufgeführt wurde.

Die Reden und Gewohnheiten Ludwigs XIV., prunkend und blendend, wurden von sehr vielen deutschen Fürstenhöfen, groß und klein, nachgeahmt. Jeder wollte ein kleines Versailles mit Park in der Ebene haben. Darum gründete der Baden-Durlacher Herzog Karlsruhe, der Baden-Badener Rastatt und der Herzog von Württemberg Ludwigsburg, obwohl ihre alten Residenzen viel schöner gelegen waren.

Französische Vorliebe brachte Graf Flemming nach Slawentzitz aus Sachsen mit. Reichsgraf Jakob Heinrich von Flemming kaufte 1702 für 80 000 Gulden rheinisch die Herrschaft Slawentzitz von der Witwe des Grafen Leo Ferdinand Hensel und gründete Jakobswalde mit seiner Spiegelabrik und einem Messing- und Drahtwerk. Er war Feldmarschall des Kurfürsten August des Starken von Sachsen, der zugleich König von Polen seit 1697 war, weiterhin „des Großherzogthums Litthauen Stallmeister, General: Feldzeugmeister von der Cron Pohlen, Commandirender General-Feldmarschall, würkll. Geheimbder Rath und Geh. Kriegs-Rath-Präsident, General-Commandant der Guardes du Cor und Obrist über ein Regiment Dragoner und ein Regiment zu Fuß, des St. Johanner-Ordens designirter Commandeur, des dänischen Elephantens- und St. Andreae-Ordens Ritter, des Herzogthums Hinter-Pommern und Fürstenthums Camins, Erbland Marschall, Schloß- und Burggefessener auf Martenty und Boeck, Herr der Herrschaften Schlawentzitz, Schlabocewitz und Wollzin.“ 1716 tauschte Flemming seine Besitzungen in Oberschlesien mit dem sächsischen Grafen Adolf Magnus Hohn aus.

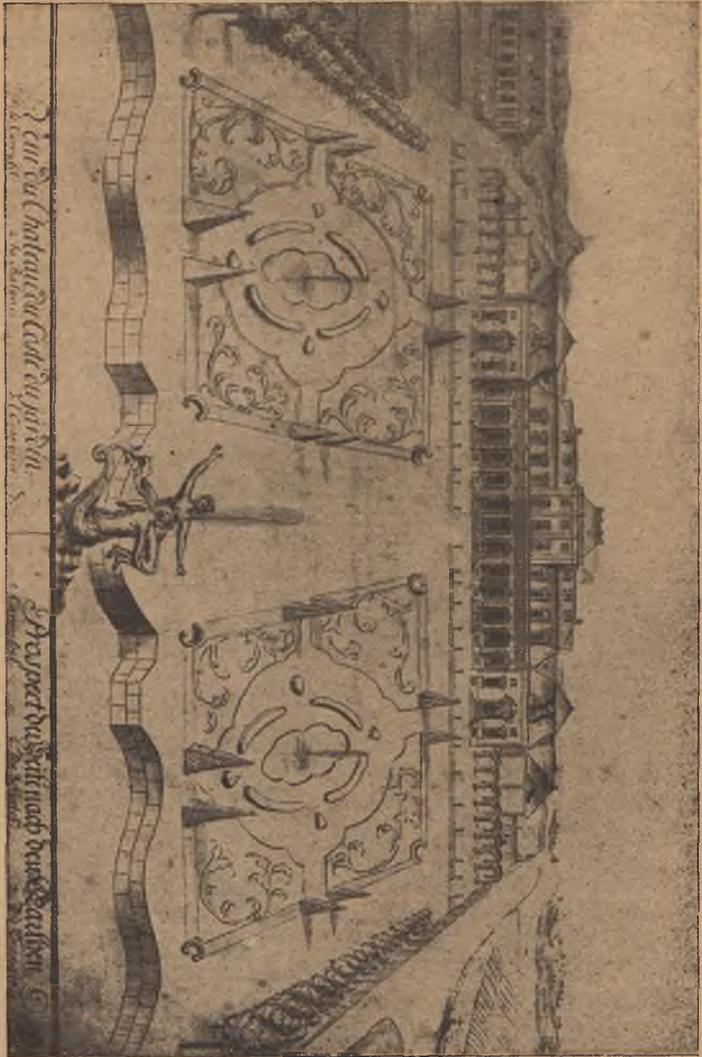
Die mittelalterliche Burg in Slawentzitz mit ihrer Einfachheit, an der Stelle des heutigen Schlosses im Parke an der Klodnitz gelegen, genigte dem Geschmacke des sächsischen Grafen Flemming nicht. Seine Zeit wollte wohlleben und genießen. Er ist der Erbauer eines neuen Schlosses in Slawentzitz im Versailles Stil, das im heutigen Hofgarten stand.

So schön war die Lage des neuen Slawentzitzer Schlosses freilich nicht wie die des Versailles Schlosses, das angelehnt an die normannischen Berge, den Eindruck macht, als wäre es in einen duftigen Teppich aus frischem Grün und Bäumen eingewebt, da es von herrlichen Gärten umgeben war, mit prächtigen Denkmälern, kunstvollen Springbrunnen und wunderbaren Grotten geziert.

Das Slawentzitzer neue Schloß war mit der Hauptfront nach Salesche gerichtet und hatte auch eine schöne Gartenfront, wie die erhaltenen Bilder des Albums in der fürstlichen Hofkammer zu Slawentzitz zeigen. Die Aufschriften dieser Bilder sind französisch und deutsch gehalten. Den Bauplan dürfte wohl auch ein französischer Baumeister für den Grafen Flemming in Slawentzitz angefertigt haben.

Wie in Versailles eine dreiteilige Allee zum Schlosse führt, so war auch in Slawensitz die Verbindung von der alten Burg zum neuen Schlosse durch eine dreiteilige Allee, die heute noch vorhanden ist, her-

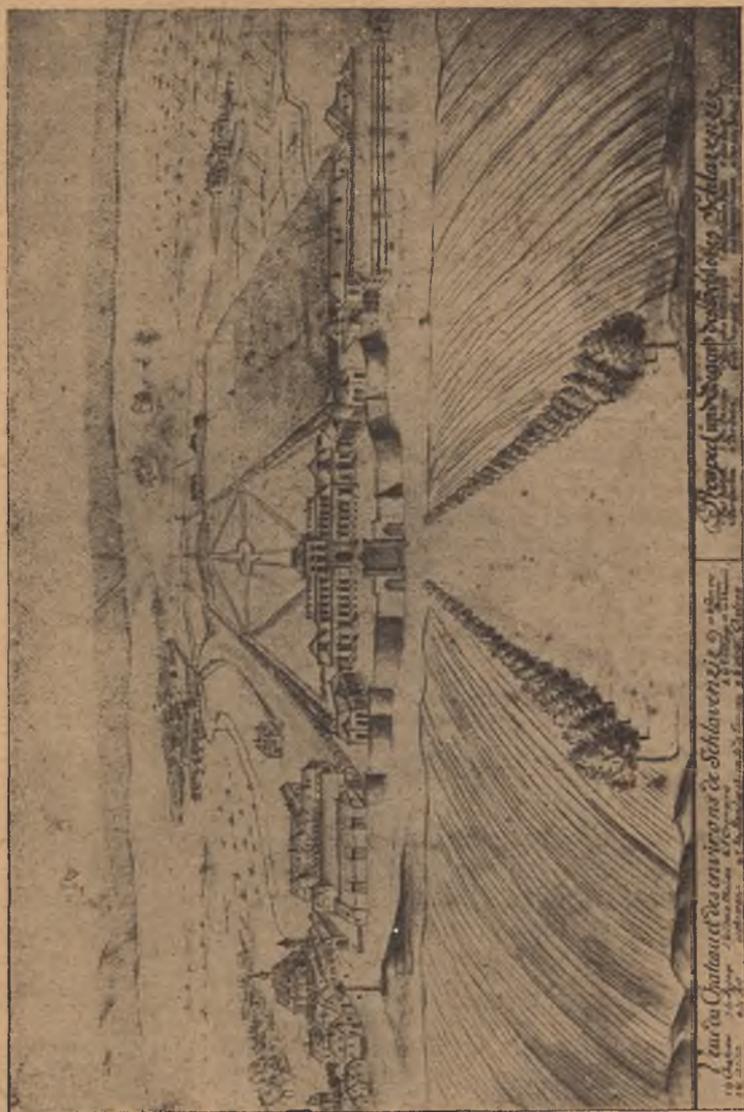
Gartenfront des einflügeligen Schloßes Slawensitz



gestellt. Diese Straße setzte sich dann nach dem herrschaftlichen Vorwerk Malchow und dann nach Salesche fort.

Das Schloß mit seinen Anlagen war mit einer schön geformten Mauer umgeben, die heute noch zu sehen ist. Das Hauptportal der Zu-

gangsmauer war ein zierlich gearbeitetes schmiedeisernes Tor, neben dem noch zwei kleinere Zugangstüren waren, wie das Bild zeigt. Tor und Zugänge sind heute vermauert noch sichtbar auf dem Wege von Slawentz nach Miesce.



Das abgebrannte Schloß zu Slawentz, Oberösterreich. (Gesamtansicht.)

Durch das Tor kam man in den „Vorhof“ mit seinen vier Laternen und dann in den sog. „Innern Hof“. Zu beiden Seiten des „Innern Hofes“ waren zwei Gebäude; das eine hieß „Flügel zur Kanzley“, das andere war der „Flügel mit Gastzimmern“.

Den krönenden Abschluß des „Innern Hofes“ bildete das prunkhafte Schloß selbst im Versailler Stil in seiner gewaltigen Ausdehnung. Es bestand aus einem Mittelbau mit zwei Seitenbauten und hatte ein Stockwerk. Die Abbildungen der Vorder- und Gartenfront sind uns im Album erhalten. Wie das Innere des Schlosses ausgesehen hat, darüber fehlen uns genauere Angaben, es dürfte aber dem Geschmack und Stil jener Tage nach auch in Slawenzis prunkhaft gewesen sein. Das Schloß hatte ein „Vorhaus“, ein Tafelzimmer, Zimmer für Sr. Erzellenz den Herrn General-Feldmarschall, Zimmer für seine Gemahlin, Zimmer für die nächsten Bedienten, eine Bogenlaube auf den Garten hinaus. In den Seitenflügeln waren noch untergebracht: die Kanzlei, Bibliothek, Sekretär- und Kopistenstuben, Gastzimmer und eine Bogenlaube. Eine Schloßkapelle wird nicht genannt.

Hinter dem Schloßbau dehnte sich auf die Burg zu der Garten aus, heute der sog. „Hofgarten.“ Er war angelegt im französisch-holländischen Stil. Rechts des Schlosses war die Orangerie, wo exotische Gewächse gepflegt wurden, noch bis in die Zeiten der Grafen Hohm hinein. Im gepflegten Garten waren eine große und eine kleine Fontäne und auf die Burg zu eine Statuade von 34 Statuen und Urnen aufgestellt, während im Versailler Park nur 32 Statuen aufgestellt sind. Es war eine „Statuade von 34 Statuen und Urnen der rährsten Stücken, der Platz ist eine Elle vom Horizont erhöht und gepflastert“, sagt die Bildaufschrift.

Erhalten hat sich bis heute von diesen Statuen die Florabüste (im heutigen Schloßpark aufgestellt). Vor der Statuade war ein Wassergraben, der sog. „Große Kanal“, so genannt im Gegensatz zum Kanal vor der Orangerie, wovon ein Teil noch heute erhalten ist.

Beim Schlosse fehlten nicht die Reitbahn, ein Karussell zur Belustigung, Ställe und Wagenschuppen und eine Schaukel.

Von der Statuade kam man zum Hafen für Gondelpartien, der an der Klodnitz lag, mit zwei Luftschlößern. Neben dem heutigen Hofgarten war der Park angelegt, heute Rehpark genannt. Er begann bei der Orangerie beim Schlosse.

Hinter der Orangerie im Parke waren kleine grottenähnliche Gebäude; in der sog. Buscage war eine Cascade, hinter ihr eine Fontäne. Auf diese folgte die Hermitage. Eine große und eine kleine Grotte waren hinter der Hermitage gebaut, ganz im Stil der damaligen französischen Mode. Die Hermitage und große Grotte lagen im sog. „Franzgarten“, auch Bocage genannt. Ein Hauptmann Franz, der 1721 genannt wird, dürfte diesem Garten seinen Namen gegeben haben.

Hinter dem Parke an der Klodnitz waren Gärtnerhäuser, wohl für die Angestellten zur Pflege des Gartens und des Parkes. Dann aber dürften es zum Teil die Häuser der Dorfbewohner an der Klodnitz sein, die bis 1886 daselbst wohnten, Zagrodniki genannt, und welche an der Straße nach Ujest angesiedelt sind.

Von der Cascade, Hermitage, der großen und der kleinen Grotte, welche kleine Prunkbauten zum Sommeraufenthalt, zum Teil mit Figuren und Zimmern, waren, ist heute nichts mehr erhalten.

Auf den erhaltenen Abbildungen des Versailler Schlosses sehen wir noch die frühere katholische Pfarrkirche, davor eine Kapelle, die beim Bau der Chaussee nach Salesche in den 60er Jahren abgebrochen wurde. Sichtbar ist auch im Hintergrunde die frühere Slawenzitzer Burg vor dem Brande, die Försterei, ein Zeughaus des Grafen Flemming und ein Fasanengehege.

Von all dieser Herrlichkeit, die der prunkliebende Besitzer damals anfangs des 18. Jahrhunderts baute, ist fast nichts mehr gerettet. Durch die Unvorsichtigkeit eines Schloßkochs ging dieser schöne Schloßbau in Flammen auf, zur Zeit der Grafen Hoym im 18. Jahrhundert. Das Jahr des Brandes ist nicht mehr überliefert. Im heutigen Hofgarten, wo jetzt Gemüse und Küchenkräuter angebaut werden, wurde eine alte Base, wohl aus damaliger Zeit noch, gefunden, und stoßen die Leute jetzt noch beim Graben auf Fundamente und Mauerreste. „Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr“, könnte man jetzt mit dem Dichter ausrufen und hinzufügen, nachdem die Pracht vergangen ist: Sic transit gloria mundi!

Ein unterirdischer Gang soll auch von diesem Schlosse nach dem herrschaftlichen Vorwerk Malchow bei Salesche geführt haben. Davon weiß heute noch der Volksmund zu berichten.



Oberschlesier!

Komm, sieh dein Land, deine Heimat!
 Im Sommer rauschen die gelben Felder.
 Die Vögel singen
 Und die Blumen blühen in der Einsamkeit.
 Alte Holzkirchen schlummern in den Wäldern.
 Verfallene Burgen träumen von stolzen Zeiten.
 Stille Kreuze mahnen an grünen Wegen.
 Erntewagen fahren zwischen hohem Korn.
 Die Sense klingt
 Und halbvergeßene Lieder werden wach. —

Komm, sieh dein Land, deine Heimat!
 Riefenwälder, stumm und endlos,
 Wie Flüsse, die zu Meeren wolkten,
 Rauschen und winken dir.
 Dahinter rollen die Züge nach den Städten.
 Aus schwarzen Schloten steigt der Rauch,
 Und hunderttausend Hände heben Schätze
 Aus den Tiefen deiner Erde.
 Es ist ein ewiges Wirken und Schaffen,
 Ein ewiges Blühen und Ernten. —
 Und ein frommer Glaube,
 Ein stilles Zufriedensein kommt aus den Einsamkeiten
 Zu dir in den Lärm der Stadt und mahnt:
 Sei treu deiner Heimat! Ser mann Breiter.



Sonntagsgespräch zweier Wolken

Von Thea Solloch

Zwei Wolken begegneten einander. Die eine war alt und grau, die andere jung, weiß und rosig. Da nun der Wind, der mutwillige, tolle Knabe, nicht anwesend war, so hatten die beiden Zeit zum Plaudern.

Die jüngere hub an: „Ach, liebe Alte, wie ist doch so ein Sonntagnachmittag ewig lang, wenn man seinen Dienst tun und den Rundgang um die Erde machen muß!“

„Besonders, wenn der Wind nicht da ist, der mit dir auf dem Nackfuße steht und von dem du dich nur zu gern jagen läßt“, warf trocken die alte Wolke ein.

Das junge Wölkchen wurde, auf seinen geheimsten Gedanken ertappt, noch rosiger und es sagte entschuldigend: „Ach, es ist aber auch zu langstielig! du langweilst dich ja sicherlich auch?“

„Nein, mein schönes Kind, da bist du aber ganz gewaltig auf dem Holz- — wollte sagen Luftwege. Ich will dir, du junges Ding, aber jetzt die Augen öffnen, damit du mit ihnen nicht nur deine nächste Umgebung siehst, sondern auch viel Schönes und Ergößliches, was der Allgemeinheit verschlossen ist, wenn du nur deine Sternguckel gut aufmachst.“

„Ja, aber was wäre denn hier zu sehen? Ich sehe doch nur dich und mich und dann weiter Wolken und immer wieder nur Wolken. Unsere liebe Königin Sonne hat sich zum Mittagsschläfcchen zurückgezogen und ihr Gemahl, der Prinzregent Herr Mond, schläft Vorrat für die Nacht, und — und — —“

„Na, ich weiß schon“, wirft die erfahrene Alte ein, „was die Hauptsache für dich ist, der lustige Wind ist nicht da! Aber welch' amüsante Dinge schaut man von hier oben. Hier aus dem rechten Ausguckloch siehst du die Welt und die Menschen, wie sie sich äußerlich geben, und hier aus dem linken, wie sie in Wirklichkeit sind. Also sieh' mal gut hin! Diese da gehen anscheinend alle ihren Pflichtenweg. Sieh, wie sie beinahe alle wie auf Befehl vor einigen ihre Hüte ziehen; wie höflich und liebenswürdig wird ihre Miene, wenn sie in die Nähe dieser auserwählten Menschen kommen. Dort die anderen dagegen scheinen wenig Lebensart zu haben. Sie sehen nicht so bewundert zu den allgemein Geachteten auf; sie gehen sorglos dahin, schauen zu uns beiden auf, tauschen harmlos ihre Gedanken aus und bewundern die schöne Gottesnatur. Dafür werden sie von den Eifrigen und Höflichen überholt. Sie bekommen manchen Rippenstoß und kommen mit dem Ellbogen vieler dieser Eifrigen in unsanfte Berührung. Aha, denkst du, das sind faule Schlafmüzen. Warum schließen sie sich auch von der allgemeinen Bewunderung der Großen aus, die sicherlich mit hervorragenden Eigenschaften des Geistes ausgestattet, mit einem Wort: Edelmenschen sind? Nein, meine kleine Weltunkundige; es

sind keine Edelmenschen, nichts weniger als das; es sind Menschen in einflußreichen Stellungen, von denen man sich Vorteile verspricht."

"Aber sieh doch", ruft das junge Wölkchen, das die Vorgänge auf der Erde eifrig beobachtet, aus. "Jetzt bleiben ja die so wenig auf ihren Vorteil Bedachten immer weiter zurück; ja, jetzt gar biegen sie ab vom Wege der Allgemeinheit und schreiten einer blumigen Wiese zu. Sie beginnen Blumen zu pflücken, einige winden Kränze, andere senken Aug' und Ohr zur Erde, beobachten Pflanzen und Käfer, manche lauschen dem Gesang der Vögel und etliche legen sich gar zum Schlafen nieder."

"Das sind Nichtstuer, wirst du meinen", spricht die Alte. "Sie haben nichts in den Händen als Blumen und Träume im Sinn. Dagegen die Eifrigen, Höflichen, wie weit sind die jetzt schon! Allerdings scheint der Weg immer steiniger und beschwerlicher zu werden; hier an der scharfen Kante wird eine Wunde gerissen, dort an dem harten Steine eine empfindliche Stelle gedrückt. Der Weg wird enger, lichtloser; die Menge wird immer hastiger, rücksichtsloser. Sie sehen nicht nach rechts auf die saftigen Wiesen, die grünen Fluren und fruchtbaren Felder; sie sehen nicht nach links auf den unabsehbar großen Friedhof, wo Grab an Grab, Kreuz an Kreuz, aber auch der Friede ist. Sie sehen starr gerade aus. Dort am Ende der engen Schlucht liegt ein Koloß, einem Bößen gleich, kalt und gefühllos. Es ist Gold, Gold!"

Nun sind die Schnellsten am Ziel. Sie greifen mit zitternden Händen gierig hinein, erraffen, so viel sie können, stopfen Kleider und Taschen voll, entblößen sich, nur um mehr und mehr zu erhaschen. Jetzt ziehen sie schwer beladen heim. Doch die Last ist schwer, mühsam kommen sie vorwärts, freudelos wird ihr Blick. Auch sie kommen jetzt auf die blumige Wiese; aber sie sehen keine Blumen drauf; sie sind zu abgehezt. Auch müssen sie ständig achtgeben, daß sie nichts von ihrem Gold verlieren. Neiderfüllt sehen sie auf die Träumer und Glücklichen. Diese bieten ihnen ihre Kränze an, fordern sie auf zur Rast und inneren Einkehr, doch vergebens. Das wäre ja Zeitverschwendung, und Zeit ist Gold. Endlich, endlich sind sie am Ziel. Jetzt wollen sie sich ihres Goldes freuen. Doch sie sehen zu ihrem Schrecken, sie können sich nicht mehr freuen; ihr warmes, frohes Herz ist unterwegs zu Stein geworden, zum goldenen, gefühllosen Stein. Anempfindlich gegen anderer Freud und Leid, neidisch und haßerfüllt schauen sie auf die Anderen, die jetzt mit Blumen geschmückt heimziehen. Sie haben kein Gold, sie haben die Früchte von Flur und Wald, sie sind weniger reich an Gold, aber tausendfach reicher an Liebe und Zufriedenheit, helfen sich gegenseitig, ihre süße, duftige Last tragen, tauschen gütige Worte, liebe Blicke mit arm und reich, erquicken mit saftigen Früchten die Durstigen und schmücken die Gräber ihrer Toten."

Das junge Wölkchen ist blaß und ernst geworden. Jetzt läßt es vollends das Köpfchen sinken, Tränen verdunkeln seine Sternäuglein, und es spricht vorwurfsvoll: "Du hast doch versprochen, mir etwas Amüsantes zu zeigen, und das Bild war doch so ernst!" —

"Nun, nun, heule nicht gleich, kleine Tränenfuse, jetzt zeige ich dir aber wirklich etwas Heiteres. Siehst du, wie jetzt dort unten tausend und

tausend Regenschirme aufgespannt werden, Deiner Tränen wegen? Wieviel weiße Kleider und Schuhe hübsch sauber wieder in den Schrank zurückgegeben werden? Wieviel geplagte Familienmütter beim Anblick deines Tränengusses mit einem Seufzer der Erleichterung wieder zurück auf das Sofa kiffen mit dem schönen Spruch: Nur ein Viertelstündchen — sinken? Na, siehst du wohl, jetzt lachst du schon wieder. Ist das mir zu verdanken oder dem lustigen Pfeifen und Summen des sich nähernden Windes?“

„Beiden“, spricht das Wölkchen und entflieht.



Ganz Schlesien bleibe deutsch!

Eine Rundgebung der Universität Breslau.

Die Universität Breslau ist in der tiefsten Not Preußens geschaffen worden, als es galt, „durch geistige Kräfte zu ersetzen, was der Staat an materiellen verloren hatte.“ Sie hat von ihrer Geburtsstunde her den geschichtlichen Beruf empfangen, die Schmerzen des Vaterlandes auf das tiefste zu fühlen und vom Geiste her an seiner Erneuerung mitzuarbeiten. Wenn das deutsche Leid der Gegenwart im Schicksal Oberschlesiens seinen stärksten Ausdruck findet, so weiß sich die Universität Schlesiens in erster Linie berufen, „auszusprechen, was ist“, und was die Zerstückelung der Heimatprovinz für Deutschland bedeutet. — Schlesien ist altes deutsches Siedlungsgebiet, die Schöpfung aller deutschen Stämme. Hier regte sich nach den Verwüstungen des 30jährigen Krieges zuerst wieder die Stimme einer neuen deutschen Dichtung. In dem Kampf des großen Königs um Schlesien erstarbte Preußen zu seiner weltgeschichtlichen Geltung als Großmacht und weihte sich für seinen künftigen Beruf der Führung in einem neuen einheitlichen Deutschland. Von Schlesien aus begann die deutsche Bewegung für die Befreiung Europas von der Gewaltherrschaft Napoleons. — Der Aufbau des schlesischen Reichthums an landwirtschaftlichen und gewerblichen Gütern ist ausschließlich deutsche Tat und Leistung. Ohne die oberschlesische Industrie vermag Deutschland nicht zu leben. Die oberschlesischen Polen — durchweg Arbeiter, die das deutsche Bergwerkswesen im Lande hält, sprechen nicht einmal die Sprache Polens und haben seit mehr als 800 Jahren nicht zu Polen gehört. — Schlesien in allen seinen Theilen mußte sich immer als eine Einheit deutschen Lebens. Erst der Friedensvertrag hat die Unruhe in dies deutsche Land hineingetragen. Die polnische Begehrlichkeit will mit französischer Hilfe Oberschlesien um seines Reichthums willen von der Höhe deutscher sozialer Kultur lösen und in das unfertige Chaos polnischer Gärung hineingeren. Man bringt die deutsche Bevölkerung, die man in ihrer Gutgläubigkeit wehrlos gemacht hat, um ihr offenes Recht. Nirgends wird so deutlich wie hier, daß der Friede der Sieger, die angeblich für Recht und Freiheit ihren Krieg geführt haben, die Welt mit Unrecht und Vergewaltigung überschwemmt. — Die Universität Breslau, deren Aufgabe es ist, die Wahrheit zu sagen und für das Recht zu streiten, erhebt Einspruch gegen das Verbrechen, das in Oberschlesien geschehen soll. Schlesien muß nach dem Sinn seiner Geschichte, nach Wesen und Art in allen seinen Theilen deutsch bleiben.

Im Herbst des Jahres 1920

Pfeiffer,
Rektor der Universität Breslau.

Oberschlesische Maler und Bildhauer

Von Basari.

Der Pflug der Zeit wühlt sich durch das Erdreich. Der Boden wird in Schollen auf- und umgebrochen und sein fruchtbares Innere kommt ans Licht.

Große Zeiten bringen gewaltige Umwälzungen. Möchten sie die Vorbereitungen für eine fruchtschwere Ernte sein! —

Und jedes neue Geschehnis der Weltgeschichte bringt für die Erlebenden neue Entdeckungen.

Unser altes Oberschlesien wird plötzlich auf allen möglichen Gebieten „entdeckt“. Seine Kulturwerte werden von rührigen Händen ans Tageslicht gefördert und mit Verwunderung betrachtet, um schließlich ihre Würdigung zu finden. Denn es bringt nicht nur die materiellen Schätze, um derenwillen es bisher fast allein bekannt war.

Auch sein Anteil an unserer Kunst verdient einmal näher betrachtet zu werden. —

Hat Oberschlesien überhaupt einen Anteil daran? Man hat bisher nie etwas davon gehört.

Nun freilich! Gute Namen hat es zur deutschen Kunstgeschichte beigefeuert, zu allen Kämpfen der jüngsten Kunst hat es namhafte Krieger gestellt.

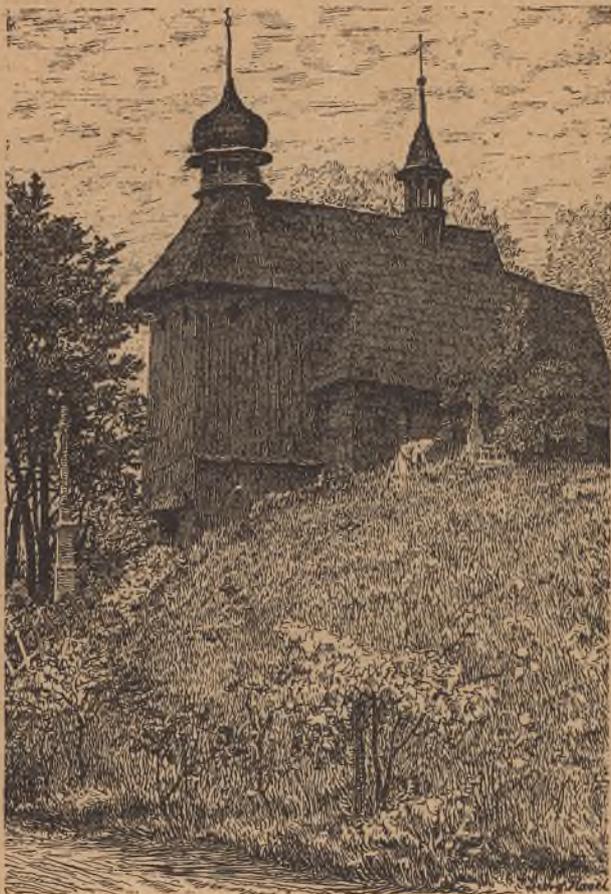
Man hat nie viel davon gehört, daß sie aus dem schwarzen Oberschlesien kamen. Aber ihre Namen hat man wohl gehört und auch behalten, und man wird auch künftig noch von manchem hören.

Zwar alt ist der Stamm der obereschlesischen Künstler nicht im Garten deutscher Kunst. Er entsproß erst vor hundert Jahren. Oberschlesische Kunst hat es immer gegeben. Das Volk im äußersten Südosten ist von jeher kunstbegabt wie jeder gesunde Volksstamm. Seine Kunst blühte und wuchs wild wie eine Feldblume.

So ist es gewesen, bis man die Gruben ausbaute, Hütten anlegte und engere Beziehungen schuf zu der Hauptstadt des Reiches. Damit sammelte sich auch die künstlerische Veranlagung des obereschlesischen Volkes in einzelnen Persönlichkeiten, und zum erstenmal traten obereschlesische Künstler auf.

Der älteste ist Boutherwek (geb. 1800 in Tarnowitz). Er wandte sich der Historienmalerei zu und schuf recht beachtenswerte Werke, nachdem er nach anfänglichem Mißerfolg nach Paris zu Delaroche gegangen war, um weitere koloristische Studien zu machen. Das Breslauer Museum besitzt ein kleines Rundbild „Bacchant und Bacchantin“ von ihm. Er starb 1867 in Paris.

Der Heimat treuer war Theodor Kalide (geb. 1801 in Königshütte, gest. 1863 in Gleiwitz). Unter den Berlinern Schadow und Rauch bildete er sich zum Bildhauer aus. Wie seine Meister gehört er der klassizistischen Richtung an. Er schuf u. a. den Löwen auf Scharnhorsts Grabmonument, das Redenstandbild auf dem Redenberge und den „Ritaben mit dem Schwan“, von dem sich Abgüsse in Charlottenburg, Breslau und Königshütte befinden. Sein Geburtshaus in Königshütte steht noch.



Georg Rafel: Alte Holzkirche in Pniow D.-S.

Lebendiger und temperamentvoller zeigt sich die Bildhauerkunst seines Altersgenossen August Riß (geb. 1802 in Paprochan, gest. 1865 in Berlin). Sein „Tiger und Amazone im Kampf“ in Berlin brachte ihm den ersten Erfolg. Breslau besitzt u. a. das Denkmal Friedrichs des Großen und einen St. Georgskopf von ihm. Seine Büste von Bläser im Schlesiſchen

Museum zeigt den glattrasierten energischen Rundkopf eines echten Oberschleifers vom alten Schlage.

Aus Plesß stammt Eduard von Engerth (geb. 1818). Nach seinem Studium in Wien und Italien holte er sich seine Lorbeeren in Prag und Wien. Er schuf große Historienbilder, unter denen das bekannteste „Prinz Eugen nach der Schlacht bei Zenta“ ist.



Rowalstky: Stilleben

Julius Muhr (geb. 1819), der auch aus Plesß stammte und nach München ging, wandte sich mehr der Genremalerei zu. Als Gehilfe Raulbachs arbeitete er an dessen Fresken in Berlin und an der Alten Pinakothek in München mit. Später kam seine mehr aufs Erzählen gerichtete Begabung reiner zum Ausdruck in seinen Bildern: „Fischerhaus bei Sorrent“, „Mädchen aus Ischia“, „Musizierende Mönche“, „Gastmahl der Königin Johanna“. Er starb 1865 in München.

Der Leobschützer Bildhauer Moritz Schulze (geb. 1825) ließ sich nach langen Studien in Rom in Berlin nieder, wo er hauptsächlich Reliefs an der Siegessäule, der Nationalgalerie usw. schuf.

Ein Maler von Bedeutung tritt uns entgegen in Ferdinand Graf von Harrach (geb. 1832 zu Rosnochau). Nachdem ihm die Jurisprudenz über geworden war, wandte er sich der Malerei zu und hinterließ eine große Anzahl von Gemälden historischen, landschaftlichen und religiösen Inhalts. Sein bekanntestes Bild ist: „General Reille überbringt Napoleons Brief nach der Schlacht von Sedan“. In Breslau befinden sich der „Überfall Luthers“, die „Verleugnung Petri“ und ein kleineres Genrebild mit einem italienischen Mädchen.

Ratibor schenkte der Kunst in Johannes Boese einen namhaften Bildhauer (geb. 1856). Er begann als Holzbildschnitzer, wurde aber dann Bildhauer. Die meisten Werke seiner Hand besitzt Berlin. In Liegnitz stammt von ihm das Denkmal Wilhelms I.

Aus Kultschin stammt Johannes Bocheneck (geb. 1831, gest. 1909). Ein großer Maler, der viel Bilder aus dem Leben Christi und der Heiligen schuf. Diese sind in vielen obererschlesischen Kirchen, wie Kultschin, Rybnik, Bauerwitz, Tarnowitz, Bentowitz, Saubitz, Beneschau u. a. zu finden.

Der bedeutendste Oberschlesier ist Eduard v. Grünner (geb. 1846 in Großkarlowitz). Sein Name bedeutet eine glänzende Erscheinung der Alt-Münchener Schule und zugleich den letzten großen Sproß einer Linie, die über die niederländischen Kleinmeister bis zu Rubens reicht. Er übergoldet seine aus großem Können und scharfer Beobachtung geborene Kunst mit feinnem Humor und heiterer Lebensfreude. Jeder kennt seine frühlichen bierehrlichen Mönche und freut sich ihrer, weil aus diesen Gestalten das Leben selbst mit froher Miene uns zunickt. Der Kreidezyklus „Falstaff“, ein kleines Bild „Im Keller“ und ein feiner „Päonienstrauß“ im Breslauer Museum geben ein zwar karges, aber doch deutliches Bild von Grünners Kunst.

Die neue Geschichte der obererschlesischen Künstler beginnt mit Adolf Münzer. Geboren am 5. 12. 1870 zu Pleß, beging er seinen 50. Geburtstag. Er wirkt seit 1909 als Professor an der Kunstakademie zu Düsseldorf. Auch er ging nach München und reifte, nachdem er das Handwerk seiner Kunst gründlich gelernt hatte, als Mitglied der bekannten Künstlervereinigung „Die Scholle“, zum echten Maler in modernem Sinne heran. Während den früheren Meistern die Malerei das Mittel war, um das Leben zu schildern, ist ihm das „Motiv“ der Gegenstand, an dem er ein Gedicht in „Farben“ gibt. Zahlreiche Wand- und Staffeleibilder, die leider meist im Westen verstreut sind, belegen sein Können.

Damit sind wir bei der jüngsten Generation angelangt. Vielgestaltig wird plötzlich die Kunst in ihren Formen, und vielgestaltig wird das Wollen der Einzelnen!

Einige suchen treu und schlicht die alte Tradition zu pflegen, lauschen der Natur ihre Stimmungen ab und geben sie durch Kunst gekläuert wieder, andere wollen nur die eigene ringende Seele zum Ausdruck bringen, ganz gleich, ob sie in der Natur dazu Vorbilder finden oder nicht, und

wieder andere wenden sich endlich dem Felde der Kunst zu, das eng mit dem praktischen Leben verknüpft ist.

Artur Wasner, der ehemalige Bergmann, schaut sich, dem dunklen Schacht entronnen, aufatmend im hellen Tageslicht um, malt, nachdem er lange das Figurenbild gepflegt hatte, an dem er lernte, freie helle Impressionen von Licht und Luft, temperamentvoll gesehene Strand- und Winterlandschaften zumeist.



Karl Plazek: Prozession

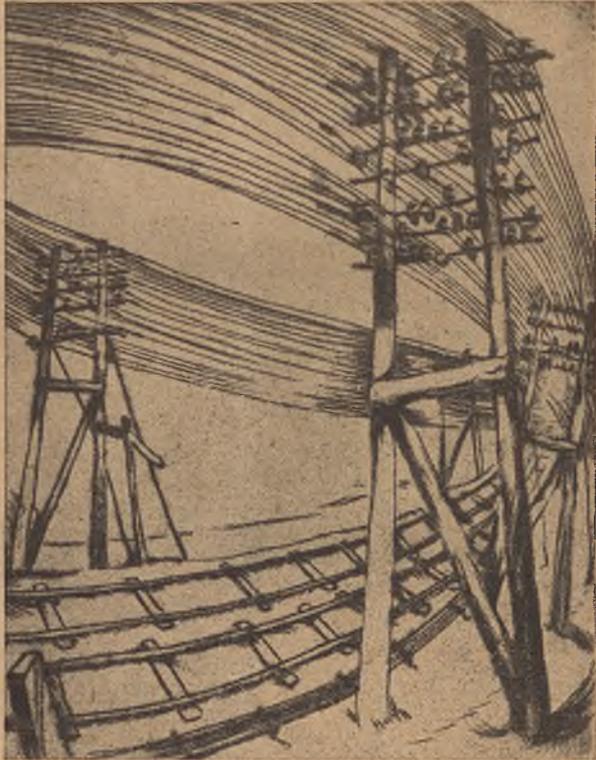
Ähnliche Wege gehen Figner, Drobek, Lukas Mrzyglod*) und Segieth, unter denen der letztere einer der bedeutendsten ist, aber leider zu wenig gewürdigt wird; Alfred Gräzer endlich, der leider dahinging, ehe er große Hoffnungen erfüllen konnte. Auch Georg Rasel gehört hierher. Er hat als rechter deutscher Malersmann noch seine Italienreise gemacht und gute Bilder davon mitgebracht. Dann aber rang sich seine stärkere Begabung fürs Zeichnen durch, und heute pflegt er vornehmlich die Federzeichnung. Den romantischen alten Holzkirchen Oberschlesiens schenkt er seine liebevolle, von dichterischem Geist erfüllte Neigung. Der jüngste dieser Gruppe ist Heyduk. Besonderer Erwähnung ist hier noch Alfred Gottwald wert, der sich unter Entbehrungen in zähen Kämpfen

*) Das Bild in diesem Bande ist eine Wiedergabe des Originals, das sich im Besitze der Franziskanerpatres zu Carloditz bei Breslau befindet.

durchdrungen hat und nun in Berlin mit seinen ernstesten, tiefreligiösen Bildern seine ersten Erfolge erntet.

Praktischerer Geist leitete die beiden, die von Breslau nach München gingen, Schwarzer und Ziestara, um hier als Reklamekünstler sich angesehene Stellungen zu erringen. Wer unsere hochentwickelte Reklamekunst studiert, kennt auch ihre Namen.

Mitten im Leben aber stehen die Jüngsten endlich, die zum Teil noch ringen und Klärung suchen, aber oft schon gezeigt haben, wer sie sind und sein werden. Vesta, Jokisch, Pilariski, Odoj, Kowalsky, Plazek und Nerlich sind ihre Namen. Sie suchen, jeder auf seine Art, in heißem



Georg Nerlich: Telegraphenstangen

Drange, sich die Kunst zu unterwerfen. Alltägliche und religiöse Motive behandeln sie, mit Farben und Formen ringen sie, Malerei und Graphik sind ihre Ausdrucksmittel. Odoj schafft ruhig, vornehm, mit empfindenden Nerven. Er sucht seine Stimmungen durch den architektonischen Einbau in seinen Bildern zu verstärken. Seine ernste Veranlagung drängt ihn zu religiösen Motiven, und auch seine übrigen Bilder gehen in der

Auffassung über den nüchternen Alltag hinaus zu feierlich-ernstem Klang. E. P. Kowalsky pflegt das moderne Porträt und Stilleben. Reine, frische Farben, sichere Beobachtung befähigen ihn dazu. — Plazek ist am stärksten in der Landschaft. Sein eigenes Wesen zeigt in farbigen Problemen oft Anklänge an die französischen Impressionisten, doch strebt er von deren, wenn auch künstlerisch veredelter, Naturwiedergabe zu rhythmischem Aufbau seiner Landschaftslinien, zur komponierten Landschaft. Merlich endlich, der von der mit feinem Farbensgeschmack behandelten Landschaft zur Graphik übergang, erreicht gute Erfolge in Radierung und Lithographie. Seine starke Begabung für die Schwarz-Weißkunst und eine alte Neigung zur Industrie befähigen ihn dazu, ein berufener Schilderer des Industrielebens zu werden und der ober-schlesischen Hütte in der Kunst die ihrer würdige Formel zu geben.

Hans Zimbal, Starzewski und Steffe sind, wenn man sie mit den Augen der gegenwärtig herrschenden vergänglichen „Mode“ ansieht, Außenseiter. D. h. also, ein paar tüchtige Kräfte und eigenwillige Köpfe, echte Deutsche.

Zimbal, dessen Malerei ja nicht gerade befriedigt, (aber das hat er mit Dürer gemeinsam!) ist ein echter Grübler, Phantast, Denker, kurz, ein deutscher Dichter. Ein großes Können im Zeichnen gibt ihm die künstlerische Befähigung. Seine Zeichnungen, Exlibris, Gratulationskarten sind gut und echt. Steffe vergräbt sich nicht in lange Gedankengänge. Frisch und mit hellen Augen schaut er die Welt an, und seine gezeichneten Köpfe, die ein großes Talent verraten, sind von überzeugender Lebendigkeit.

Starzewski, der auch wieder etwas vom alten „Dr. Faust“ hat, lebt in der Kunst sein glühendes Temperament aus. Seine Landschaften sind oft gut. Aber seine radierten Porträts, unter denen besonders seine Mutter und der Bildhauer Bednorz hervorragen, sind bedeutend besser. Echtes und Eigenes gibt er endlich auch, wenn er das Dämonische und Groteske zum Gegenstand seiner Kunst macht. Sein Zyklus „Oberschlesisches Dorfleben“, der in Zeichnungen fast schon fertig besteht, gibt ein schönes Zeugnis davon. Hier schildert er weniger den Alltag, als vielmehr die Denkweise des Volkes, die aus Kraft und träumender Romantik seltsam gemischt ist.

Zwei Bildhauer endlich, Bednorz und Myrtek, schließen die Reihe ober-schlesischer Künstler. Der erstere ist ein tüchtiger Monumentalkünstler und Porträtist, der zweite ein echter Bild-„Hauer“, der mit Temperament und Kraft seine Werke direkt aus dem Stein haut wie einst Michelangelo, nachdem die Bildhauer bis zu Rodin fast nur in weichem Ton modelliert hatten.

Das mag genügen. Seit hundert Jahren wirken Ober-schlesier von Namen und Rang in der Geschichte der deutschen Kunst mit, und das kleine Land braucht sich der Persönlichkeiten nicht zu schämen, die es als Künstler in die Welt geschickt hat. Freuen wir uns also, daß wir Ober-schlesier wie auf allen Gebieten des Lebens auch in der Kunst redlich unseren Mann stellen!

Anmerkung der Redaktion. Der Herr Verfasser hat sich bei Abfassung des Aufsatzes große Mühe gegeben. Leider war es ihm nicht möglich, alle, hauptsächlich auch die in Ober-schlesien zurzeit wohnenden Künstler zu nennen. Diese in Wort und Bild zu zeigen, wird eine Aufgabe der kommenden Hefte sein.

Ursprung der Glazer Bäder

Ein Märchen von Paul Reinekt.

Kein Chronist weiß es zu melden, kein Lied hat es überliefert, warum in jenen Tagen der Herrgott dem Glazer Lande zürnte. Es war doch einst sein Sonnenlehen gewesen, an dem er seine Freude hatte, und nun war plötzlich über Nacht das Totenbeer darüber gebraust. Davon war die Freude gestorben, und die Lust hatte sich mit ihren Töchtern, dem Lachen und dem Singen, in den entlegeneren Bergschluchten verborgen. Alle Lenzesblüten waren von dem Lande genommen, und statt des Honigs quoll ihm bittere Galle.

Frau Armut war überall zu Hause, und ihre Nachbarin, Frau Sorge, war mit den meisten Leuten verwandt. Verfallen waren die Prunkbauten, verstummt die fröhliche Musik heiterer Feste, und kein Maitanz auf grünem Acker wurde mehr gehalten. Aus alten Zeiten standen noch die Türme mit helltönenden Glocken. Nun setzten sich bisweilen die traurigen Menschen, still vor sich hinsinnend, an Raim und Rand nieder und ließen alle Glocken läuten. Dann freuten sie sich an dem Zusammenklingen wie kleine Kinder viele Stunden lang. Das war ihre einzige Freude.

Dürftig wohnten sie in halb zerfallenen Hütten und streuten grüne Blätter von Schilf und Kalmus auf den kahlen Estrich. Die Felder blieben kahl; denn wurden sie angebaut, kamen die Wildgänse und fraßen, was grün war. Hatten früher die Pferde Streu bis an den Leib und Hafer bis an die Augen, so starb jetzt alles Vieh vor Hunger und an Seuchen. „Zwei Fischlein und ein Frosch“, das war, wie fremde Spötter fangen, das einzige Vieh, das sich ein reicher Bauer halten konnte.

Zu allem Unglück kam nämlich noch der Spott derer, die früher dem Glazer Lande Reichthum und Schönheit mißgönnt hatten. Bewundernd waren sie damals zu Haus durch die großen Bergtore im Süden und Westen gekommen und an der Reize entlang gezogen. Harsner und Fiedler, Kaufleute und Spielleute hatten die Wege belebt, und alle hatten das Lob der Graffschaft, wenn auch widerwillig, in der weiten Welt singen müssen. Da priesen sie die Schönheit und Güte der Frauen und wußten sinnige Sprüche und innige Weisen von ihnen in die Minnegesänge zu verflechten.

Aber Nacht war es anders geworden. Alle Wege, die in das Land führten, feierten, so daß Lattich, Wegerich und Disteln in den Wagen Spuren wuchsen. Kein Fremder kam, und wer den Bergkessel auf seiner Reise nicht umgehen konnte, häufte dann draußen Schande und Makel auf das verfehnte Land. Überall entstanden Spottverse über die Armut der Graffschaft. Wie der Wind den Fichtensamen hierhin und dorthin führt und aus den Samenkörnern wieder neue Fichten entstehen, die wieder ihren Samen tausendfältig in die Weite

streuen, so wuchs auch die Zahl der Spottverse auf das Glazer Land. Mit tiefem Schmerz hörten es die Grasschafter, wie man höh'nisch von ihrer Heimat sang:

Dort muß der Bauer den Felsen ackern, —

Die Henne über Froschlaich gackern.

Einer erzählte es dem andern, und die Schadenfreude machte den einfältigsten Tropf zum Dichter. Als einer von ihnen zufällig arme Leute im Kleide von Nesseltuch dabei getroffen hatte, wie sie in der Nähe eines Kleeefeldes wilden Honig suchten, hieß es bald überall:

Dort treibt man Hummeln auf den Klee zur Weide,

Und Lindenbast ist dort die feinste Seide.

Wie man die Männer verspottete, so wenig schonte man die Mädchen. Da man ihre Armut kannte, fragte man sie voller Hohn nach ihrer Mitgift und rief ihnen zu:

Ei, was bekommst du, schönes Kind —

Eine Klasten gedörrten Schnee,

Eine Kiste voll Frühlingswind!

Wie reich du bist! Suche! Suche!

Nach dem Glanz der Vergangenheit fühlten sich die Bewohner des Landes durch die plötzlich hereingebrochene Armut innerlich doppelt bedrückt.

Niemand wußte mehr Rat, keiner wußte Hilfe. Als einst ein Gutgesinnter einem Manne rief, auszuwandern oder wenigstens in der Fremde Arbeit und Lohn zu suchen, antwortete er ihm traurig mit einem Wortspiel:

„Uns halten drei große W in der Grasschaft.“

„Ich denke, Ihr habt mehr Weh als drei. Was meinst Du mit den drei ganz großen Weh?“

„Weib, Wald und Winter.“

Da verstand jener, daß der Grasschafter mit dem dreifachen W nicht dreifaches Leid gemeint hatte, und fragte neugierig:

„Gibt es draußen keine Frauen?“

„Aber keine so treuen.“

„Und keinen Wald?“

„Keinen, der unserem Herzen so teuer werden könnte wie unsere Wälder und Büsche.“

„Und den harten Winter der Grasschaft mit seiner Kälte und seinem tiefen Schnee vermagst Du zu lieben?“

„Er ist streng, aber gut.“

„Dann kann Euch freilich nicht geholfen werden.“

Noch größer als die Not der Menschen war die Trauer des Engels, der als Schutzgeist der Grasschaft bestellt war. Er sah das Unglück und konnte nicht helfen, und Gottes Groll ging ihm tief zu Herzen. Oft hatte er es versucht, am Throne des Herrn Fürbitte einzulegen, aber stets waren ihm die Himmelstore verschlossen geblieben, so daß er trauriger, als er gekommen war, zur Erde zurückkehren mußte.

Da geschah es wieder einmal, daß der Herr einen himmlischen Gerichtstag ansagte, zu dem alle Sendboten erscheinen mußten. Nun stieg auch der Schutzgeist des Glazer Landes über die Berge der Grasschaft

zur Höhe, und siehe, ein gar glückverheißendes Vorzeichen ward ihm zuteil. Drillernd schwang sich neben ihm eine Haubenlerche himmelwärts und sah ihn mit ihren Augen gar freuherzig an. Es war aber ein alter Glaube unter den Menschen, daß dieser Vogel ein Hellscher sei und bei jeder Krankheit erkenne, ob sie heilbar, ob sie zum Tode führe: „Wenn die Lerche den Kranken anblickt, wird er gesund; dann nimmt sie die Krankheit auf ihre Flügel und trägt sie zur Sonne, wo sie verbrennt. Wehe aber dem Menschen, den sie nicht anblicken will: in Jahresfrist deckt ihn die kühle Erde.“

Wie nun der Engel den Blick der Lerche auf sich gerichtet sah, wurde er innerlich froh. Als er aber zum Himmel kam, faßte ihn die alte Verzagttheit wieder. Sonst hatte er als edelster Sendbote in der Nähe des Thrones gestanden; heute mußte er als letzter vor Gott erscheinen. Als er aber anfing, seine Bitten für die Grafschaft vorzutragen, hob der Herr den Gerichtstag auf und lud die Boten zum heiligen Mahle.

Da saßen nun die Hüter der Menschen und Reiche wie Könige auf goldenen Thronen. Kein Mund kann die Herrlichkeit des Geschirrs, die Feinheit der Speisen, die Süßigkeit des himmlischen Trankes schildern.

Unser Schutzgeist saß wie früher neben dem Herrn, aber er konnte sich der Ehre nicht freuen, weil er inmitten des Reichthums der Not auf Erden gedachte. Darum aß er nur wenig und enthielt sich ganz des Trankes.

Lange ließ es der Herr unbemerkt. Endlich schob er ihm einen Becher zu und sagte:

„Trinke!“

Göttlichem Gebote konnte der Engel nicht widerstehen. Als aber seine Hände bleiern schwer nach dem goldenen Pokal langten, überkam ihn die Bitterkeit mit solcher Wucht, daß ihm die Tränen aus den Augen rannen. Der Becher in seiner Hand schwankte und sein kostbarer Inhalt, nur für die Himmlischen gemischt, ward vergossen und floß nieder auf die Fliesen. Doch sieh, welch ein Wunder! Es öffnete sich der Boden des Himmelsfaales zu den Füßen des Engels, und der kostbare Trank rieselte durch die Wolken und Lüfte nieder gerade in das Glazer Land. Vom Winde geteilt, fielen manche Tropfen hierhin, andere dorthin. Wo aber ein Tropfen auf die Erde fiel, rauschte und brodelte es, wie wenn man flüssige Luft auf den Boden gießt. Immer tiefer bohrten sich die Tropfen in den Boden, und plötzlich rauschten von unten auf frische Quellen mit perlendem Wasser.

Die Menschen in der Nähe wurden auf das Rauschen aufmerksam und eilten herbei. Lange staunten sie und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Endlich kostete der Mutigste von dem Naß, und er fand seinen Geschmack besser als den des reinsten Quells. Ein anderer folgte seinem Beispiel und fühlte sich innerlich wunderbar gestärkt. Es kamen Kranke, und ihnen war es, als ob eine geheime Kraft durch ihre Glieder ging, und der Trank gab ihnen Hoffnung auf völlige Genesung. Die Gesunden fühlten sich stärker, und ihr im Schmerz halberloschenes Auge leuchtete wieder in früherem Glanze.

Dankbar schauten alle nach der Höhe, aber sie sahen nur nichts. Fast berauscht von ihrem Glück, eilten sie fort, um es den Brüdern und Verwandten zu verkünden. Aber auch diese kamen ihnen schon von drei oder vier Orten entgegen und meldeten das gleiche Wunder. Da ging ein Wonnenschauer durch ihre Herzen, und alle rüsteten sich zum Dankgebete. Fröhlich, wie noch nie zuvor, zogen sie ihre besten Kleider an und schmückten sich mit Kränzen und Blüten.

Einer von ihnen wußte ein altes Brunnennlied, das die Vorfahren zu singen pflegten, wenn sie das erste Wasser aus einer Quelle tranken. Begeistert sang er es ihnen vor, und alle wiederholten seine Weise. Dann ließ er die Männer eine Strophe allein singen, und die Frauen wiederholten den Rehrvers. Als die Frauen mit der Aufforderung zur Freude schlossen, antworteten ihnen die Männer mit der Einladung, den neuen Trank zu kredenzen. Das Lied aber hieß ungefähr so :

Alle: Heilger Quell,
Himmelsgabe,
Strömest so hell
Allen zur Lab.

Männer: Kränzet mit Riesel
Den göttlichen Born,
Faßt sein Geriesel
In blühenden Dorn.

Frauen: Jauchzet und singet
Zum Klang der Schalmei!

Männer: Schöpfet und bringet
Den Heiltrank herbei!

Dazu läuteten die Glocken, es klang die Hirtenflöte und die Schalmei, es folgte Tanz und Reigen — es war ein Tag, als wäre den Menschen das Paradies geöffnet worden.

Vom Himmel herab sah die Tafelrunde Gottes das neue Wunder der Vatergüte und erkannte daraus, daß der Zorn Gottes von dem Glaser Lande gewichen sei. Sobald die Sendboten in ihre Länder zurückkehrten, erzählten sie überall von dem neuen Heiltrank, der in der verachteten Grafenschaft sprudelte. Da verstummte aller Spott mit einem Schlage, und die Menschen kamen in Scharen in das Land und baten flehentlich, daß man sie von den neuen Quellen schöpfen lasse.

Die Glaser vergaßen den alten Schimpf und spendeten reichlich von dem heilkräftigen Trank bis heute.



O Mensch!

Sei göttlich; denn du bist im Haus des Gottes!
Sei gut! Sonst bist du abscheuwerth und elend!
Ein jedes ist mit Freuden, was es ist:
O Mensch, so sei mit Freuden auch ein Mensch!

Die Reichsgrafen Colonna-Fels und die von üppiger Romantik reichumranzte Stammburg Tost

Kulturhistorische Abhandlung

Von Joseph Rania.

Der glanzvolle Verlauf der ersten diesjährigen Sängereinfahrt des achten Gau'es (Oberschlesien), welche die ober-schlesischen Sänger auf die Burg Tost rief, woselbst auf dem Burgplaz, inmitten der Ruinen, am 15. August das deutsche Lied gefeiert wurde, dem weitere in Pleß, Kosel, Rnurow und Neudorf bei Antonienhutte folgen sollten, aber leider infolge der polnischen Putschs ausbleiben mußten, erweckt in uns historische, tief in die Vergangenheit unserer engeren Heimat hineinragende Erinnerungen, die sich an die größte und schönste Burg Ostdeutschlands knüpfen und die uns veranlassen, aus deren reichem Kranze einige hervorragende, die Oberschlesier der Gegenwart besonders interessierenden Merksteine zum Gegenstande einer näheren Besprechung herauszuheben.

Der Wander-Sangertag, der die ober-schlesische Sangerschar nach dem idyllisch-waldumkranzten ober-schlesischen Landstadtdtchen Tost führte, konnte sich keinen schöneren und passenderen Ort zur Befundung deutschen Geistes und deutscher Treue, zum Rutlichswur, im tiefgefühlten deutschen Liede ausgewählt haben. Eines gleich romantischen, liedumwehten wie bedeut-samen Rahmens wird freilich die Sangerschar nicht wieder finden. Die einstige Truhburg gegen Polen von nicht geringer Bedeutung, später in fürstlicher Pracht neu erstanden, sah auch den größten ober-schlesischen Dichter, den Freiherrn Joseph von Eichendorff, in ihren Mauern dichten und träumen. Sein hier entstandenes Volkslied „An einem kühlen Grunde“ durfte daher auch in dem zum Vortrage gelangten reichen Lieder-schatze nicht fehlen. Gott, Vaterland besang man im ersten, das rechte Volkslied erklang im zweiten Teile und im Wanderlied nahm man Abschied mit Wittmanns „Mein Schlesiensland“ und dem schlichten „Heimat, du süße“ von Wittor von der trauten Stätte. Eine erhebliche Leistung des Gau'es und ein glänzendes Zeugnis für frischen deutschen Sangergeist, wenn sich über 500 Sänger zur Stelle einfanden.

Eine zahlreiche Menge von nah und fern lauschte den Liedern und dankte herzlich für die gelungenen Darbietungen und verlebte in Sonne und Schatten alten Gemauers, unter rauschenden Bäumen und auf dem grünen Rasen einen erhebend-genußreichen, schönen Sommertag. Der als Vortragsmeister, insbesondere des deutschen Volksliedes, weit über die Grenzen Oberschlesiens rühmlichst bekannte Rattowizer Liedermeister, Lehrer

Rzadkowsky — Gaugesangwart — und der Gauleiter, Markscheider Fingler-Salenze, hatten einen Ruhmestag und sahen sich für die viele Müh' reichlich belohnt. Das stille, verträumte Städtchen Tost aber erlebte seit langer Zeit wieder einen glänzenden Festtag.

Marktsteine aus längst vergangener Zeit. — Ehrfurchtsvoller Schauer erfüllt den Wanderer, der einen Ausflug nach dieser einstigen, von Romantik so reich umrankten ober-schlesischen Feste unternimmt und die unabsehbare Reihe von Fürstengeschlechtern, welche im Laufe der dahingegangenen Jahrhunderte in engster Beziehung zu der Burg und dem so reizvoll umschließenden Ländchen standen, an seinem Geiste vorüberziehen läßt.

Über die Gründung der Burg Tost geht folgende Sage um: An der Stelle der heutigen Ruinen soll dereinst einem Türken auf der Jagd sein Lieblingshund, der den Namen Toszek führte, im Kampfe gegen einen wilden Eber das Leben gerettet haben. Zum Andenken daran soll der Fürst auf dem Hügel, wo dies geschah, eine Burg erbaut und ihr den Namen Toszek gegeben haben.

Als Erbauer der Burg vermutet die Geschichte Boleslaus den Langen, aus dem Königsgeschlechte der Piasten. Im Jahre 999 wurde nämlich ganz Schlesien eine polnische Provinz, 1163 aber den Brüdern Boleslaus dem Langen und Mesko als besonderes Herzogtum überwiesen. Boleslaus, der in Breslau über Niederschlesien und das Oppelner Land herrschte, hatte nun die Toster Burg als eine Grenzburg gegen Polen angelegt, um sich gegen Polen zu schützen, welchem Zwecke, wie bekannt, auch die Burgen in Beuthen und Neudeck dienten. Die Toster Burg dürfte um das Jahr 1163 erbaut worden sein.

Der erste Kastellan oder Burggraf, der hier im Namen des Herzogs das ganze Gebiet, das zu der Burg gehörte, verwaltete, hieß Jakob. Als Landesburg gegen Polen hatte Tost, wie schon erwähnt worden, eine nicht geringe Bedeutung, was daraus hervorgeht, daß sie 1245 unter den fünf Kastellaneien: Teschen, Ratibor, Kosel, Tost und Oppeln, die als die hervorragendsten Truzburgen galten, ausdrücklich genannt wird.

Um jene Zeit sah die Toster Burg fürstliche Hofhaltung, indem hier die Herzogin-Witwe Judith von 1246 ab fünf Jahre lang verweilte, und 1300 Herzog Boleslaus, der spätere Erzbischof von Gran, hier seinen Wohnsitz hatte, dem in der Regierung des Toster Ländchens der Kastellan Zwigor und der Landrichter Sambor beistanden.

Tost zählt zu den ältesten Städten Oberschlesiens, was die Zeugenunterschrift einer Urkunde im Stadtarchiv vom Jahre 1321 bekundet, indem sich unter den verschiedenen Namen auch „Stefan, Vogt von Tost“ befindet. Ein Vogt stand aber an der Spitze eines nach deutschem Recht eingerichteten Stadtwesens. Demnach darf unser liebliches Städtchen bereits auf ein 600jähriges Bestehen als Stadtgebilde zurückblicken.

April 1430 wurde Burg und Stadt von den Hussiten verbrannt, doch bald darauf vom Herzog Przemko aus Stein und Ziegen wieder neu erbaut. Die jetzt noch vorhandenen Ruinen weisen in einigen Bestandteilen unzweideutig darauf hin, daß der Bau der neuen Burg aufs Ende des 15. Jahrhunderts zu legen ist. —

Die Toster Kastellanei war ein Bestandteil des oberschlesischen Reiches (1201—1281). Herzog Wladislaus teilte 1281 das wohlhabende Oberschlesien unter seine vier Söhne, so daß vier kleine Herzogtümer entstanden. Die Toster Kastellanei kam an das Herzogtum Kosel-Beuthen 1281—1355. Nach dem Tode des Kosel-Beuthener Herzogs ließ sich Herzog Konrad von Dels am 14. Februar in Tost huldigen, nichtsdestoweniger wurde am 8. Dezember 1357 das Toster Land an das Herzogtum Teschen überwiesen und blieb ein Bestandteil desselben bis 1414. In diesem Jahre wurden die zu Teschen gehörenden Länder geteilt und Tost kam zum Herzogtum Auschwitz. Hier regierte Herzog Kasimir, nach dessen Tode Przemko. Przemko war es, der die Toster Burg, als sie im Jahre 1430 durch die Hussiten in Flammen aufging, wieder neu erbaute. Drei Jahrhunderte lang war die Burg im Besitz der oberschlesischen Herzöge, und Tost bildete das wirtschaftliche Zentrum des Herzogtums Tost-Kosel mit der amtlichen Bezeichnung „Kreis und Mediastadt“. Herzog Przemko starb 1484 und wurde in der Toster Pfarrkirche beigesetzt, wo noch 1679 sein Grabmal zu sehen war. Nach dessen Tode kam das ehemalige Herzogtum Tost als Kreis an das große Herzogtum Oppeln-Ratibor, bei dem es bis 1742 geblieben war.

Nach dem Aussterben der Oppelner-Ratiborer Herzöge fiel deren Land, unter dem Titel „Fürstentümer Oppeln-Ratibor“, an das Haus Habsburg. Nämlich, als Herzog Johann, der letzte aus dem Fürstengeschlechte der Piasten, in Oberschlesien am 27. März 1632 in Oppeln starb, fiel sein Land als erledigtes Lehen an Ferdinand, König von Böhmen und Kaiser von Oesterreich bezw. Deutschland, aus dem Hause Habsburg. Weil Ferdinand aber in den Türkenkriegen vom Markgrafen Georg von Brandenburg große Summen geborgt hatte, so verpfändete er das Fürstentum an diesen. So wurde der Markgraf Georg von Brandenburg-Jägerndorf Pfandbesitzer bezw. Nutznießer des Fürstentums Oppeln-Ratibor. Schließlich nahm Ferdinand den Pfandbesitz im Jahre 1551 dem Markgrafen wieder ab und gab ihn als Pfandbesitz der Königin Isabella von Ungarn. Doch schon 1757 nahm er auch dieser den Pfandbesitz ab und ließ das Fürstentum durch einen Landeshauptmann verwalten.

Kaiser Ferdinand befand sich aber wegen seiner Kriege, die er mit den Türken und Ungarn immerfort zu führen hatte, in beständiger Geldverlegenheit. Er war gezwungen, viele Domänen, die ihm persönlich gehörten, zu verpfänden und zu verkaufen. So traf denn die Herrschaft Tost das Schicksal, an den reichbegüterten Freiherrn Friedrich von Redern auf Ruppertsdorf verpfändet zu werden.

Der neue Pfandbesitzer suchte aus dem Pfandbesitz möglichst viel herauszuschlagen, und das Land kam demzufolge sehr herunter. Pfandbesitzer und Pfanduntertanen lebten im erbitterten Kampf mit einander. Die Zeit von 1557—1584 war für Tost eine schwere Leidenszeit.

Endlich wurde die Herrschaft Tost-Pelskretscham vom Kaiser Rudolf II. an den Kammerrat Georg von Redern auf Groß-Strehlitz für 30 000 Taler verkauft, und unter diesem neuen Besitzer, der ein milder und einsichtsvoller Herr war, begann sich die Lage der Toster nach und nach zu bessern.



Lucas Krzyżak: Tod des hl. Franziskus

Eine furchtbare Zeit für die Tochter Herrschaft erbrachte auch wieder der 30jährige Krieg. Sowohl die Truppen der Freunde wie der Feinde hausten hier, wie in dem übrigen deutschen Lande, erschrecklich.

Georg II. von Nedern, Besitzer von Tost und Groß-Strehlitz, starb ohne Kinder. Er hatte nur eine Schwester, Margarete, die mit dem Edelmann Kolowrat verheiratet war. Als dieser starb, verlebte die Schwester die letzten Lebensjahre bei ihrem Bruder in Groß-Strehlitz. Sie hatte zwei Töchter, Margarete und Sidonia. Erstere war verheiratet mit dem schlesischen Edelmann Siegfried von Promnitz auf Pleß, Sidonia mit dem böhmischen Edelmann Freiherr Caspar von Colonna-Fels. Als nun Georg von Nedern 1637 starb, fiel sein reicher Besitz zunächst an die Schwester, und als diese ihm schon 1638 im Tode gefolgt war, an ihre beiden Töchter bezw. Schwiegersöhne. Caspar Freiherr von Colonna erhielt die Herrschaften Groß-Strehlitz und Tost-Peiskretscham.

Der junge Freiherr von Colonna kämpfte im 30jährigen Kriege als schwedischer Oberst gegen den Kaiser, änderte später aber seine Gesinnung, wurde 1638 vom Kaiser begnadigt und trat zur katholischen Kirche über. In der Folge fand er beim Kaiser solche Gnade, daß er 1656 in den Grafenstand erhoben wurde. Ja, er errang sich allgemein ein so hohes Ansehen, daß ihn die Königin-Witwe von Polen, Maria Ludowica, welche das Fürstentum Oppeln-Ratibor zum Pfandbesitz vom Kaiser erhalten hatte, zum obersten Direktor oder Verwalter ihrer Einkünfte erwählte.

An Macht und Ehren reich, haute der neue Graf die alte Bastei Tostet gänzlich um und stellte sie in solchem Glanze dar, daß sie weit und breit bewundert und vom Herausgeber der Sleslographia reurvata „eine prächtige Burg, würdig eines Fürsten“, genannt wurde. Noch heute zeugen die Ruinen — die Burg brannte 1811 ab — von der einstigen Pracht. Über dem mächtigen Portale prangt das Wappen des Grafen Colonna, eine Säule (colonna) und darüber die Grafenkrone. So erwählte er sie zu seiner Stammburg. Die Überschrift lautet kurz: „Caspar Comes Colonna 1666“ — Kaspar Graf Colonna 1666. Das Schloß ist demnach im Todesjahre des Grafen 1666 vollendet worden; denn er starb am 31. März 1666 und ward in der Pfarrkirche zu Tost beigesetzt.

Einiges aus der Vorgeschichte des Geschlechtes Colonna und zur Beschreibung der neuerrählten Stammburg. — Der Stammsitz dieses Geschlechtes war Tyrol, das ein Zweig der berühmten Colonnas gewesen sein soll, die einst in der Geschichte der ewigen Stadt — Rom — eine große Rolle spielten.

Die Burg, die Kaspar Colonna in fürstlicher Pracht neu erstehen ließ und zu seiner Stammburg erwählte, war mit 4 mächtigen Türmen und zwölf glänzenden Kuppeln geschmückt und schaute stolz in das Land hinaus. Der Eingang in den Burghof war von zwei Rundtürmen flankiert und führte über einen tiefen Graben, der durch eine Zugbrücke verbunden wurde. Links neben den Portal stecken heute noch zwei steinerne Kugeln in der Mauer, die aus der Hussitenzeit stammen. Durch das spitzbogige Hofstor gelangt man zu dem dreigeschossigen Hauptflügel. Hier ist noch die einst in fürstlicher Pracht ausgestattete Burgkapelle deutlich

zu erkennen. Ein Zimmer trug Deckenstukatur, die ein Italiener mit Namen Sereni ausgeführt haben soll. In der Mitte des Schloßhofes befand sich der umfriedigte Schloßbrunnen von bedeutender Tiefe. Rechts an den Hauptflügel reihete sich der vierkantige, wuchtige, oben achtkantig abgetürmte Burgfried an, von dem einst die Turmwächter ins Horn stießen, um die Ritter und Knappen zum Kampfe zu rufen, wenn der Feind nahte. Hieran schließt sich der Marstall an, den über dem Eingange das Colonna-Wappen schmückt, dessen Nischen Räumlichkeiten für etwa 80 Pferde aufweisen. Das Mauerwerk ist vorwiegend aus rotem Sandstein ausgeführt. Es besteht die Sage, daß in den Fundamenten der Burg oder in den unterirdischen Gängen eine goldene Ente mit elf goldenen Eiern eingemauert sei. Wie wohl nach dem Schätze schon viel geforscht wurde, ist bis dahin von demselben noch nichts entdeckt worden. Und doch nimmt man die Sage so ernst auf, daß selbst in den letzten Kaufvertrag von 1841 ausdrücklich die Klausel aufgenommen wurde, „daß dieser Schatz vom Verkauf ausgeschlossen ist und derselbe, falls er gefunden werde, dem Vorbesitzer, Graf Gaschin, oder dessen Erben zufallen soll“. Die alte Burg hatte außer verschiedenen Gängen unter dem Burgplatze und den Burggebäuden noch zwei besondere unterirdische Gänge, von denen der eine, eine halbe Meile lang, nach Kottlischowitz, wo sich ein uraltes Schloßgebäude — heute umgebaut — befand, der andere nach dem Walde Grabina — jetzt ein Vorwerk — führte. Die unterirdischen Gänge dienten zur Flucht und zur heimlichen Besorgung von Lebensmitteln bei Belagerungen. Von der Stadtseite umgaben die Burg hohe, starke Mauern, worin zwei Burgverließe waren.

Die Geschichte der Burg zählt in der Reihe ihrer Besitzer auch den Freiherrn Adolf von Eichendorff auf Lubowitz, der die stolze Burg und die Herrschaft Tost-Weiskretscham im Jahre 1791 vom Grafen August Wilhelm von Posadowsky für 346 000 Taler erstanden hatte, von dessen Schwager, Andreas von Wehner, nachfolgende Verse herrühren, in welchen er sein Entzücken über die Pracht der Burg zum Ausdruck bringt. Auf dem Schlosse zu Tost herrschte damals ein reges Leben. Das Schloß sah aus wie eine fürstliche Residenz.

Es wurde besungen :

„Sieh dort am Himmel ihr Schloß:
 Türme, Tropfäen der Zeit und so unzählbar wie Sterne.
 Fenster mit Baukunst umkränzt. Sieh dort das eiserne Thor;
 Sprudelndes Wasser; hoch springt des Gartens Fontaine.
 Schlängelnde Gänge von Gras, Taxis mit Buchsbaum bekränzt,
 Drangerie von Rom. Sieh dort die Grotte Calipsens.
 Steiermark, Sachsen und Linz gibt dir nach Tost Fabrikanten.“

Adolf Freiherr von Eichendorff besaß die Güter Lubowitz und Radoschau bei Ratibor und erwarb außer Tost-Weiskretscham im Jahre 1795 noch die Herrschaft Slawikau. Er war also reich begütert. Er residierte auf Schloß Lubowitz und liebte die Geselligkeit. Die Offiziere aus dem benachbarten Ratibor waren häufig seine Gäste. Zur Sommerfrische kam



Eichendorffs Geburtsstätte in Lubowitz, Oberschlesien.

(Das auf Seite 33 des 1. Heftes gezeigte Schloß liegt in Pogrzebin bei Ratibor und ist die Heimat der Gattin unseres Dichters, Luise, geb. von Larisch.)

er mit seiner Familie nach Tost. Das romantisch gelegene Burgschloß mit seinen Türmen und Schießscharten hatten das Aussehen einer mittelalterlichen Burg. Hierzu kamen die prächtigen Gartenanlagen, welche die Vorbesitzer mit vielen Kosten um das Schloß herum geschaffen hatten. Die Burg machte auf die beiden Söhne des Freiherrn, Wilhelm und Joseph, tiefen Eindruck und regte sie zu dichterischem Schaffen an. Und insbesondere unserm Lieblingsdichter, Joseph von Eichendorff, hat sich die Erinnerung an die köstlichen Zeiten unauslöschlich ins Herz eingegraben, wovon unzählige Anklänge in seinen Dichtungen Kunde geben. Unten am Schloßteiche, wo die historische Mühle mit dem zerfallenen Mühlennade liegt, dort hatte der letzte Ritter der Romantik das vollstümliche Lied: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlennrad“, bezaubert von den Reizen der Natur, der Lieblichkeit des still und friedlich daliegenden Städtchens, umrahmt von einem reichen Kranze blumenreicher Wiesen, schwer wogender Getreidefelder und grüner Laub- und Nadelwälder, verfaßt. Und das liebliche Toster Ländchen darf sich rühmen, es dem unvergänglichen ober-schlesischen Dichtersohne, dieser unvergleichlichen Singvogelnatur, dem alles zum Gefange wurde, angetan zu haben. Eine Tafel aus schwarzem Granit im Burgfried mit der Inschrift:

„In einem kühlen Grunde —“

„dem Andenken des Dichters Joseph von Eichendorff
auf seinem ehemaligen elterlichen Besitz errichtet
von der Liedertafel Tost am 50. Stiftungsfeste 1909“

gibt hiervon der Nachwelt Kunde.

Mit Recht gilt Tost mit seiner Burgruine und seinen reizvollen Spaziergängen als einer der schönsten Punkte Oberschlesiens.

Die Stadt war bis 1767 besetzt und Friedrich der Große machte Tost zum Garnisonort. Er legte hier eine Schwadron der braunen Schillhusaren, der eine zeitlang auch der kühne ober-schlesische Husar Andreas v. Witowski, Oberschlesiens tapferer Schützer, der unsere Heimat zurzeit des polnischen Aufstandes, in den Unglücksjahren 1806/07 gegen die bei uns wütht hausenden polnischen Insurgenten und Räuberbanden, die unter der Führung des Fürsten Sulkowski, des Grafen Miroczewski und des Obersten Ostrowski standen, mutig verteidigte und von den Räubern und Mördern säuberte, angehörte.

Im Jahre 1797 erwarb der Erbauer des St. Annaberger Franziskanerklosters, Franz Adam Graf Gaschin, die Herrschaft Tost-Weiskretscham für 594 333 Taler.

Im Jahre 1811 brach durch Invorsichtigkeit eines Schloßbeamten auf der Burg Feuer aus, das den herrlichen Bau nahezu völlig in Trümmer legte.

1841 wurde die Herrschaft für 540 000 Taler vom Kommerzienrat Guradze gekauft, in dessen Besitze sie sich heute noch befindet.

Die Burg Tost ist für uns Oberschlesier noch in anderer Beziehung von besonderer Bedeutung. Von hier aus sind die ersten Pulschläge zur Begründung der ober-schlesischen Eisenindustrie ausgegangen. Ferner: Die heutige Oberschlesische Eisenbahn-Bedarfs-Aktien-Gesellschaft entstand

im Jahre 1871 aus der Schlesiſchen Hütten-, Forſt- und Bergbau-Geſellſchaft „Minerva“, welche 1855 aus dem Hüttenbeſitz des Grafen Andreas von Renard in Groß-Strehliß, insbeſondere den Zawadzki-Werken und der Friedenhütte, hervorgegangen war. Graf Renard hatte ſeine Hüttenwerke zum großen Teil vom Grafen Philipp Colonna 1815 geerbt und im Jahre 1851 die elf Jahre vorher gegründete Friedenhütte hinzugekauft.

Die älteſte Abteilung der Oberſchleſiſchen Eiſenbahn-Bedarfs-Aktien-Geſellſchaft ſtellen alſo die Hüttenwerke im Kreiße Groß-Strehliß dar, deren Entwicklung nicht nur mit der Geſchichte der gräfl. Colonnaschen Eiſenwerke, ſondern zugleich auch bis in die Anfänge der Oberſchleſiſchen Eiſeninduſtrie hineinragt.

Schon in alter Zeit hatten die Grafen Colonna auf ihrer Majorats-herrſchaft Groß-Strehliß zu Zandowitz zwei Luppenfeuer im Betriebe, die, nachdem ſie lange Zeit ſtill geſtanden, vom Grafen Norbert Colonna 1752 nebst einem neuen Eiſenhammer wieder hergeſtellt wurden. In demſelben Jahre nahm Graf Colonna auch die zwei alten Luppenfeuer in Zuſkau, welche ſeit 1687 ſchon beſtanden, unter gleichzeitiger Errichtung eines weiteren Eiſenhammers wieder in Betrieb. Auf der gräfl. Colonnaschen Herrſchaft Tworog waren zu Tworog und in Rutten ſchon im Jahre 1530 Eiſenhammer errichtet, deſgleichen ſchon vor 1660 zu Weſſola und in Potempa, für welche das Eiſen in Luppenfeuern hergeſtellt wurde. Indes gingen dieſe Hütten nicht an die Geſellſchaft über, da Graf Renard die Herrſchaft Tworog 1826 dem Fürſten Adoſf zu Hohenlohe-Ingelfingen auf Koſchentin käuflich überließ.

Als Friedrich der Große 1779 die Einfuhr ſchwediſchen Eiſens verbot und damit die oberſchleſiſche Eiſeninduſtrie weſentlich günſtigere Ausſichten erhielt, widmete ſich Graf Colonna, der bereits 1776 die Eiſenwerke im Harz bereiſt hatte und auch mit dem Grafen Reden, dem Begründer der eigentlichen oberſchleſiſchen Eiſeninduſtrie, im regen Verkehr ſtand, immermehr dem Eiſenhüttenweſen und baute 1780 am Brinziſker Waſſer, in der Nähe von Groß-Staniſch, einen Hochofen und ein Friſchfeuer. Der Hochofen wurde anfänglich mit Blaſebälgen betrieben. Als er 1801 durch eine Feuersbrunſt zerſtört wurde, baute ihn Colonna wieder auf und verſah ihn 1804 mit einem Kaſtengebläſe. Auf Verlangen der Arbeiter und des Königl. Malapaner Hüttenwerks, dem neuen Ort einen Namen zu geben, taufte ihn Colonna am 12. 12. 1797 „Colonna-Hüttenwerk“ (Colonnowa). „Dieſe Eitelkeit“, ſchreibt Colonna an ſeinen früheren Vormund und Freund Harrasowski, „iſt die einzige Belohnung meiner ſchlafloſen Nächte, worüber ſich nur Alltagsſpieler oder Taugenichtſe im Stillen lachen.“ Im Jahre 1783 legte er am linken Ufer der Malapane ein Friſchfeuer an zu Rowolowa, wie er den Ort ſeinem Generalbevollmächtigten Rowoliſk zu Ehren, benannte. Um 1790 gründete er ferner an der Stelle einer dem Müller Mandler gehörigen Mühle, an einem Teiche, der ſpäter mit der Malapane- und der Colonnowaſka-hütte durch einen Kanal verbunden wurde, eine Friſchhütte, die er nach dem Königl. Hütteninſpektor Boß, die „Boßiſchen Werke“ (Boßowa) benannte. Deſ weiteren errichtete Graf Colonna um 1790 am Gwioſ-

dzianer Wasser, zu Bogolowicz, und Briniska noch je eine Frischhütte. 1790 entstand ferner bei Neu-Zulkau, an dem neuen von Colonna erbauten Kanal, der noch heute besteht, eine neue Hütte mit einem Frischfeuer und einem Zainhammer. Auch in Zandowiz ließ er 1790 ein Kolbenfrischfeuer nebst Zainhammer bauen, nachdem er im genannten Jahre die Fabrikation der Kolben im Siegerlande gesehen hatte.

Zu Zandowiz errichtete ferner Graf Colonna im Jahre 1800 ein Schlackenpochhammerwerk, in Alt-Zulkau einen Zainhammer, zu Colonnowska vier Frischfeuer für Stabeisenproduktion. In Bostowska kamen 1804 noch zwei Frischfeuer hinzu und in Alt-Zulkau ein zweiter Zainhammer.

Die Leistungen der Colonnaschen Eisenhütten im Jahre 1804 betrugen: Von drei Hochofen eine Roheisenproduktion von 19 127 Ztr., im Werte von 24 152 Talern, bei einer Arbeiterzahl von 56 und einer Seelenzahl von 209; 15 Frischfeuer mit einer Stabeisenproduktion von 16 575 Ztr., im Werte von 62 281 Talern, bei einer Arbeiterzahl von 127 und einer Seelenzahl von 356; zwei Zainhammer mit einer Produktion von 425 Ztr., im Werte von 1843 Talern, mit sechs Arbeitern und einer Seelenzahl von sechs Personen.

Seinen Bedarf an Eisenerzen deckte Graf Colonna zunächst aus eigenen Gruben, mußte aber nach Erweiterung seines Hochofenbetriebes Erze von den Gruben des Grafen Lazarus Henckel auf Siemianowiz kaufen. Schon 1782 hatte Colonna Belohnungen auf das Entdecken von Eisenerzen an den Ufern der Malapane ausgesetzt, doch fand man nur Rafenerze minderwertiger Qualität. Als Brennstoff wurde, wie damals üblich, Holzkohle, später Torf und endlich auch Steinkohle benutzt. Herr von Harrassowski erklärte 1797:

„Er lasse aus Torf Kohle brennen. Es wurde dazu ein ordentlicher Meiler von Torfziegeln gemacht. Damit es um so besser brenne, setze man in die Mitte Holz, dann verfähre man, wenn der Meiler brennen solle, genau so wie beim Kohlebrennen, nur müsse der Torf sehr gut sein.“

Colonna setzte auch, wie Harrassowski 1789 dem Könige Friedrich Wilhelm II. bei seinem Besuch in Groß-Strehlitz mitteilte, Prämien aus für das Auffinden von Steinkohle auf seinem Grundbesitz, doch ohne Erfolg. Die Kenntnis des oberschlesischen Steinkohlenvorkommens lag damals noch sehr im Urge; wurde doch der Steinkohlenvorrat Oberschlesiens 1789 von Reinhardt und Harnisch nur auf 22 Millionen Scheffel geschätzt und angenommen, daß er bei einem Verbrauch von 200 000 Scheffel in Schlesien und 200 000 Scheffel in Berlin nur 44—50 Jahre ausreichen würde. Heute schätzt man den Kohlenreichtum Oberschlesiens auf etwa 100 Milliarden Tonnen bis 1000 m Tiefe und etwa 170 Milliarden Tonnen bis 2000 m Tiefe.

Colonna trug sich mit großen technischen Plänen. Er hatte die Einführung eiserner Wasserräder und eines englischen Walzwerkes beschlossen und berechnete schon 1790 seine 1810 zu erwartende Jahreseinnahme auf 80 000 Reichstaler, so daß Harrassowski sagte: „Herr Deutschmann in Breslau — Colonnas Bankier — müsse sich noch einen dritten

eisernen Geldkasten anschaffen und der eiserne Geldkasten in Groß-Strehlitz müsse einen Kompagnon erhalten.“ Der Krieg 1806/07 und der frühe Tod Colonnas (1807) vereitelten jedoch die Hoffnungen.

Graf Colonna, der unverehelicht war, hatte die Absicht — A. Nowak, „Die Reichsgrafen Colonna-Groß-Strehlitz“ — die von ihm hochverehrte Königin Luise von Preußen zu seiner Universalerin einzusetzen. Er übergab auch 1805, als er erkrankt war, dem Minister von Gorzen eine Vollmacht, Groß-Strehlitz und Tworog „im Namen der schönen Königin“ in Besitz zu nehmen, wenn er dieselbe zur Universalerin eingesetzt haben würde. Da aber sein Gesundheitszustand sich besserte, verschob er die Erbeinsetzung, und sein plötzlicher Tod verhinderte ihn, seine Absicht auszuführen.

Mit Colonna verlor die oberschlesische Eisenindustrie einen ihrer tüchtigsten und erfolgreichsten Magnaten. Auf ihn paßte, wie A. Nowak richtig bemerkt, ganz besonders das Distichon, das Goethe 1790 in das Stammbuch der Knappschaft zu Tarnowitz schrieb :

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch Schätze zu finden und sie glücklich zu bringen ans Licht? Nur Verstand und Redlichkeit helfen zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.“

Mit weitem Blick erkannte Colonna den Wert seiner großen Waldungen und der unterirdischen Schätze und sah in ihnen den Ausgangspunkt für Oberschlesiens Wohlstand und Kultur. Mitten in beinahe undurchdringlichen wüsten Forsten, in völlig unbewohnten Gegenden, meist von Morästen umgeben, errichtete er unter den schwierigsten Verhältnissen seine zahlreichen Hütten und sorgte zugleich in vorbildlicher Weise für das geistige und materielle Wohl seiner Arbeiter. Es war seine innerste Überzeugung, wenn er 1791 an Harrassowski schreibt: „Ich werde nie aufhören zu denken, bis das letzte Atemholen in jener Welt mir Ruhe verschafft.“ Zufrieden war er nur, wenn sich die Arbeit für ihn anhäuften; denn, so schreibt er weiter, „Langeweile ist mir so lästig, als der Verkehr mit Alltagsmenschen.“ („Deutsche Industrie, deutsche Kultur“, Ecksteins Bibliographischer Verlag.) Und wenn es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in einer Beschreibung Oberschlesiens heißt, daß das Eisenhüttenwesen daselbst zum rettenden Genius eines verwahrlosten Landstriches geworden sei, so hat Graf Philipp Colonna nicht als letzter hierzu beigetragen.



Martenlied.

Wenn ins Land die Wetter hängen
Und der Mensch erschrocken steht,
Wendet, wie mit Glockenklangen,
Die Gewitter dein Gebet,
Und wo aus den grauen Wogen
Weinend auftaucht das Gefild,
Segnest du's vom Regenbogen —
Mutter, ach wie bist du mild!

Wenn's einst dunkelt auf den Gipfeln
Und der kühle Abend sacht
Niederrauschet in den Wipfeln:
O Maria, heil'ge Nacht!
Laß' mich nimmer wie die andern,
Decke zu der letzten Ruh
Mütterlich den mühen Wandrer
Mit dem Sternenmantel zu.

Von J. von Eichendorff.

Oberschlesischer Dichtergarten

An mein Oberschlesien.

Mein Land, wie klang dein Lied?
Hart und herbe vom Hammergedröhn,
Dennoch war es machtvoll und schön!
Stolzer als deiner Wälder Wand
Ragten die Schlothe über das Land.
Arbeit, die heilige Frau,
Mit Händen, rissig und rauh,
Hat dein Gedeihen gesegnet.
Mein Land, wo blieb dein Lied?
Stöhnend erstarb seine Melodie,
Seit der Aufruhr sie niederschrie. —
Und deiner Rauchsahnen flatterndes Band
Wehte wie Trauer über das Land;
Arbeit, die heilige Frau,
Mit Händen, rissig und rauh,
Hatte ihr Antlitz gewendet
Mein Land, noch le b t dein Lied!
Wir, deine Kinder, hegen es treu,
Wir, deine Kinder, singen es neu!
Wir, deine Kinder, mit schaffender Hand,
Wahren dein Deutschtum, mein schlesisches Land!
Arbeit, du heilige Frau,
Segne die schlesische Au,
Hilf uns die Heimat erhalten!

Irma Erben-Sedlaczek.

Deutscher Sang.

Das Lied, das einst die Mutter sang,
War deutsches Wort, war deutscher Klang.
Es tönt in unsrer Seele fort,
Des deutschen Geistes Schirm und Hort.
Aus deutscher Mädchen Rosenmund
Klingt himmelan in sel'ger Stund'
Des Minneliedes holder Geist,
Der deutsche Lieb' und Treue preist.
Und in der Väter gold'ner Zeit
Wurd' deutsch gesungen und deutsch gefreit;
Hoch klang das Lied vom Fels zum Strand
Vom heil'gen deutschen Vaterland.
Drum töne fort, o Mutterlaut,
Du minnig' Lied der deutschen Braut!
Hoch, was der Väter Brauch errang,
Des freien Mannes deutscher Sang!

Anton Kother.



Starzewski: Oberschlesisches Bergwerk

Die Mutter.

Wenn das Spiel am schönsten war,
Sommerabends in den Gärten,
Mußt' ich scheiden aus der Schar
Meiner kleinen Spielgefährten;
Denn die Mutter rief: „Mein Kind,
Komm geschwind,
Du mußt schlafen!“

Nun, da lang die Mutter tot,
Winkt die ew'ge Mutter leise,
Deutet hin zum Abendrot,
Und sie spricht die alte Weise
In das schönste Spiel: „Mein Kind,
Komm geschwind,
Du mußt schlafen!“

Paul Barfch.



Der erfrorene Landstreicher.

Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer.
Evangelium Matthäi.

Ein unbekannter, zerlumpter Vagant
Lag heute morgen stocksteif gefroren
Nach stürmischer Nacht am Straßenrand —
Einer, der Ziel und Weg verloren.

Ich seh' ihn noch liegen, schneebedeckt,
Und hungrige Raben bei ihm hocken:
Auf seiner Jacke ausgestreckt,
Den Filzhut unter den grauen Locken.

Ich seh' noch die Tränen, zu Eis erstarrt,
Wie Perlen an seinen Wimpern kleben.
Und wenn mir auch sonst keine Kunde ward,
Die Tränen hört' ich Klage erheben:

„Wie's angefangen? Was ich getan? —
Ein Jugendstreich, in Dummheit begangen.
Und wie ich kam auf die schiefe Bahn? —
Weil mich die andern dazu zwangen!

Die, als ich flehend vor ihnen lag,
Keumütig bittend auf den Knieen,
Mich weggejagt mit zornigem Schlag
Und mir verächtlich ins Antlitz gespieen . . .

Die Straße war meine Heimat darauf,
Und Obdach fand ich in Spelunken . . .
Ich fiel, und niemand hob mich auf!
So bin ich tiefer und tiefer gesunken.“ —

Alfred Kiesler



Der Tod des Musikanten.

In Akkorden, schwellenden Sängen
Floß sein Leben: bald aufjauchzend
Fern in Höhen — — — bald in düstern
Moll durchströmten, schweren Klängen.

Rote Rosen — spitz die Dornen —
Blaue Veilchen, Waldesblumen
Würzig duftend . . . floß der Faden,
Spinnen ihn des Schicksals Nornen . . .

Noch der Dritten rauhe Hände
Griffen in des Lebens Saiten . . .
Schrill zerriß der Ton, verklang das
Lied . . . und war noch nicht zu Ende . . .

Paul Kolakowski.



Das Lied.

Schwinge dich auf, liebliches Lied!
Als noch die Blumen geblüht,
Hast du auf ihre Pracht gewiesen
Und ihre Schönheit gepriesen.

Schwinge dich auf, begeisterndes Lied!
Als von uns der Lebensmut schied,
Hast du in der Verzweiflung Nacht
Erstrende Stärkung gebracht.

Schwinge dich auf, heiliges Lied!
Wenn uns die Liebe entflieht,
Läßt du die Hoffnung nicht rauben,
Stärkst und erweckst unseren Glauben.

Friedrich Gabriel.

Sehnsucht.

Alle Morgen ist der Himmel weit,
Daß ich nimmer seinen Anfang sehe
Und ich hole meinen Blick zurück,
Daß mein Wesen nicht mit ihm verwehe.
Alle Abend liegt das Dunkel groß,
Hochgestürmt vor meines Blickes Türen
Und es will mich selbst aus mir heraus
In die wesenlose Nacht entführen.

Maria Blümel.

Abendbitte.

Herr, bleibe bei mir.
Es naht die Nacht.
Ich finde Keinen,
Der mit mir wacht.

Am hellen Tage
Vergaß ich dich.
Das laute Leben
Umlärmte mich.

Nun ist es stille.
Die Freunde floh'n.
Die Luft weht kühl,
Es dämmert schon . . .
Herr, bleibe bei mir.

Ernst Laslowski.

Allerseelen.

Novembernebel tropft und rinnt
Von kahl gefegten Zweigen,
Mit dürrn Blättern spielt der Wind —
Der Tag will schon sich neigen.
Kein Zeichen rings vom Leben mehr,
Nur ernste Todesspuren;
Am Himmel Wolken regenschwer,
Und grau und öd' die Fluren.
Doch wo's zum Friedhof geht im Feld,
Ein irrer Schein, Geslacker:
Von tausend Flämmchen liegt erhellt
Der weite Gottesacker!
Ob das die armen Seelen sind,
Dort huschend auf und nieder? —
Memento mori! haucht's im Wind
Wie Gruß der Toten wieder.

U. Stanislas.

Verschiedene Auffassung.

Wer nicht im ausgetret'nen Gleis
Hintröttek, gibt dem Spott sich preis,
Der, — war's je anders auf der Welt? —
Gleich über ihn das Urtheil fällt.
In besten Kreisen sagt man bloß:
„Ein Original! Recht kurios!“
Wogegen er im Mittelstand
Wird „sonderbarer Kauz“ genannt.
Der schlichte Mann, der schärfer blickt,
Sagt kurz und unverblümt: „Verrückt!“
Ich aber sag, ich weiß Bescheid:
„Ureigenste Persönlichkeit!“

Paul Grabowski.



Der Weber.

Er ist gegangen lautlos, still —
In einem Sturmestage,
Als drauß' der Schnee vom Dache fiel,
Der Frühling klopfte zage.
In Nachbars Häuslein wohnte er, —
Von Stroh und Holz und Steinen, —
Dort trug er manche Stunde schwer,
Hier durst' er bitter weinen.
Der Webstuhl sang den ganzen Tag
Die gräßlich schnarre Weise,
Das Schiffchen rannte, Schlag auf Schlag,
Das Rädchen schnurrte leise.
Ich saß so manche Stunde da,
Bei Rattern, Schnurren, Weben,
Und schweigend ihm ins Aug' ich sah,
Er rang ums bißchen Leben.

Fünf Mark verdien' ich, ratt, ratt, ratt,
Für sechs geschlag'ne Tage,
Fünf Mark die Woche, ratt, ratt, ratt,
Für Jammer und für Plage.
Für Kinderziehen, knarr, knarr, knarr,
Für Kleider, Sparen, Wohnen,
Fünf Mark muß reichen, knarr, knarr,
Fürwahr ein ärmlich' Lohnen! [knarr,
Ich sah' dem Freunde ins Gesicht,
Voll Runzeln und voll Rinnen, —
Geschloss'ne Lippen, Leid d'raus spricht —
Ich mußte lange finnen.
Und als man trug den armen Mann
Hinauf zur Friedhofslehne,
Da schloß ich mich dem Zuge an
Und weinte eine Träne.

Franz Görlich.



Sei still, mei ormes Herz!

Sei still, mei ormes Herz, sei still,
Wenn's Glück o noch nich kummen will!
Uff Winternut und Eis und Schnee
Wird's wieder grün ei Feld und Aie
Und Küsel blühen wieder.
De Dmsel singt, es fess't der Stoar,
Vergassen wird doas Leed, doas woar,
Eim neuen Frühlingstieder.
Drüm still, mei ormes Herz, nur still,
Wenn's Glück o noa nich kummen will!

Josef Steuer.



Oberschlesische Bühnen

Ein Rückblick 1919—1920

Von Anton Hellmann

I.

Das Theater ist ein wichtiger Kulturfaktor. Gerade heute, da das Allgemeininteresse für das Theater so stark angewachsen ist, wichtiger und bedeutungsvoller denn je. Denn unsere in einer chaotischen Auflösung begriffene, völlig verworrene Zeit wühlt in einem Kulturdünger herum, aus dem sie nur durch reine Energien gerettet werden kann. Das Theater ist eine solche Energie. Aber ihre Reinheit ist heute sehr bedroht. Wahre Kunst, Werte von unvergänglicher Schönheit werden vom Lärm des Alltags übertönt. Dafür tritt eine mit falschem Flitter und Tand behängte Marktware immer schreiender und aufdringlicher hervor. Eine Alerkunst, die der übermäßigen Sucht des heutigen Zeitgeistes nach dem Unerhörten, Nervenzügelnden, Betäubenden und Sinneaufpeitschenden reichste Nahrung bietet. Gewiß können die Operette, die Posse und der Schwank nicht völlig aus dem Theater verbannt werden. Schon aus materiellen Gründen muß ein Theater, auch wenn es kein ausgesprochenes Erwerbs- oder Spekulationsinstitut ist, den Neigungen und der Geschmacksrichtung der breiten Masse des Volkes nachgeben. Aber es darf dies nicht auf Kosten seiner idealen Aufgabe, veredelnd auf das Volk einzuwirken, tun. Es muß auf die Pflege der edlen Kunst größeres Gewicht legen als auf die Zubereitung einer lasziven Alltagskost. Nur so kann es seine Mission als Kulturfaktor erfüllen.

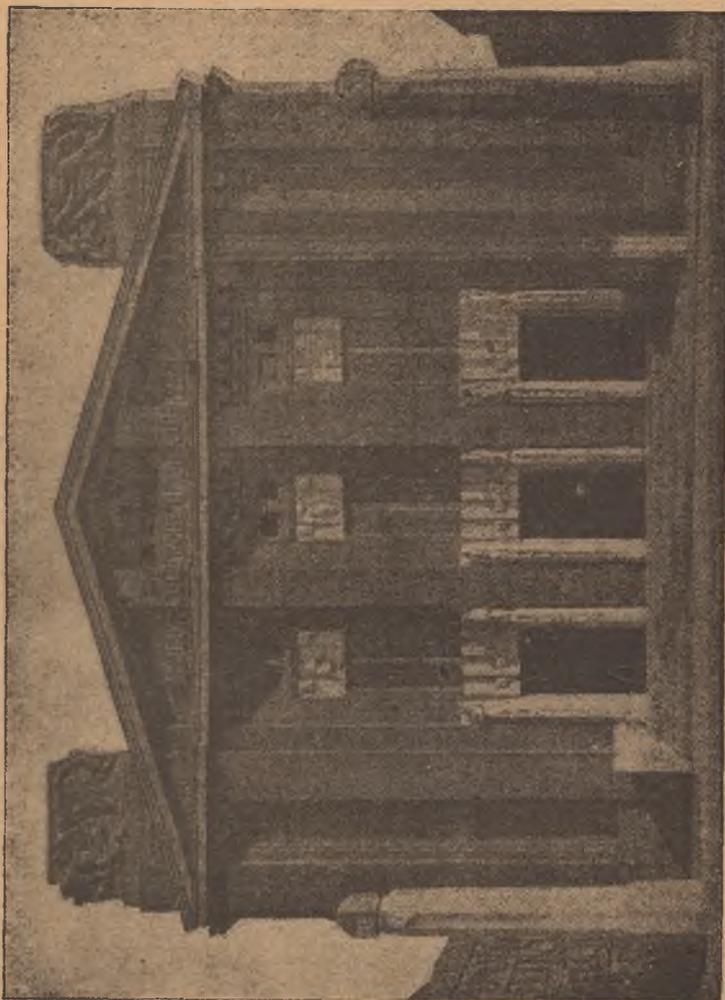
Unsere oberchlesischen Bühnen haben in der Mehrzahl für die Darbietungen künstlerisch wertvoller und wertloser Werke das richtige Verhältnis gefunden. Und durch teilweise überraschend gute Aufführungen klassischer und moderner Dramen ist in der letzten Spielzeit das Interesse für ernste, wahre Kunst mehr geweckt und gefördert worden als in früheren Jahren.

II.

An der Spitze unserer oberchlesischen Bühnen marschiert das Rattowitzer Stadttheater. Ganz zweifellos. Ein modern entwickelter technischer Apparat und ein Personal, das stets allen künstlerischen Anforderungen entspricht, befähigen es dazu. So war es ganz berechtigt, daß gerade das Rattowitzer Stadttheater dazu berufen wurde, auf der Breslauer Oktoberschau allen Deutschen zu zeigen, auf einer wie hohen Entwicklungsstufe das Geistesleben im oberchlesischen Osten steht. Wenn den Rattowitzer Gastspielen nicht das verdiente Interesse entgegengebracht

wurde, so lag das in der allgemeinen Gleichgültigkeit begründet, die in den Tagen der Breslauer oberschlesischen Woche unserer Heimat gegenüber allgemein an den Tag gelegt worden ist.

Auch die Rattowitzer Uraufführung des Engelschen Schauspiels „Die Unsichtbaren“ hat außerhalb der Provinz nicht die gebührende Einschätzung



Rattowitzer Stadttheater.

gefunden. Und gerade mit der Aufführung dieses Werkes hat das Rattowitzer Stadttheater bewiesen, daß es hoch über dem gewöhnlichen Niveau einer Provinzbühne steht.

Dieses Zeugnis stellte es sich aber auch mit jeder seiner übrigen Darbietungen aus. Sowohl mit den Aufführungen klassischer Werke, wie

besonders des „Faust“, des „Hamlet“, der „Räuber“, von „Judith“ und „Maria Stuart“ und moderner Schauspiele, wie insbesondere von „Liliom“, der „Frau vom Meere“, von „Magdalena“ und des „Anatol“, als auch mit solchen älteren und jüngeren Operetten, die noch Anspruch auf die Bezeichnung als Kunstwerke erheben dürfen.

Zusammenfassend kommt man zu dem Ergebnis: das Rattowitzer Stadttheater ist eine der bedeutendsten Kulturstätten unserer Heimat.

III.

Ganz das Gegenteil davon war das Neue Operettentheater in Rattowitz, das sich aber zum großen Segen nicht lange am Leben erhalten konnte. Ein Spekulationsinstitut, das in plump verhüllter Schamlosigkeit sich das Ansehen einer modernen Kunststätte fürs Volk gab, in Wirklichkeit aber der allerniedrigsten Geistes- und Geschmacksrichtung eines entsprechenden Publikums geschmeichelt hat. Eine jener tiefstehenden Unterhaltungsstätten, die durch völlig unkünstlerische Aufführungen schlüpfriger Operetten unseren sich immer mehr verwirrenden Zeitgeist in gewissenloser Weise als Erwerbquelle auszunutzen verstanden hat.

IV.

Anders das Beuthener Stadttheater. Der Typ eines gut bürgerlichen Gesinnungstheaters. Mit einem feinen Kunstempfinden und einem ernstern Kunstwillen, der aber infolge großer Unzulänglichkeit der Mittel häufig nicht restlos durchgeführt werden konnte. Der Höhepunkt der Spielzeit war mit einer überaus wirkungsvollen „Faust“-Aufführung erreicht. Versuche, der Beuthener Theatergemeinde eine moderne, nicht herkömmliche Literatur vorzusetzen, hatten nicht den gewünschten Erfolg: Das Drama „Liebe“ von Anton Wildgans wurde nach der ersten Aufführung verboten. Frank Wedekinds Sittengemälde „Musik“ erweckte wohl eine sensationslüsterne Neugierde, fand aber kaum ein tieferes, ernsteres Verständnis.

Am 1. Pfingstfeiertag hat das Beuthener Stadttheater eine Sommerspielzeit begonnen. Es ist ihm hoch anzurechnen, daß es nicht dem Geschmack der breiten Masse für kitschige Operetten nachgibt, sondern weiter im Bewußtsein seiner hohen Aufgabe als Kulturfaktor besonders moderne und klassische Dramen neben Werken leichteren Charakters aufführt.

V.

Das Gleiwitzer Stadttheater erfreute sich zu Beginn der letzten Spielzeit allgemein keines guten Rufes. Legt man an seine tatsächlichen Leistungen keinen zu strengen Maßstab an, so wird man feststellen, daß der Grund für sein geringes Ansehen mehr in der leichtfertigen Zusammensetzung seiner Spielpläne lag. Also in der Wahl der aufzuführenden Werke. Es hat besonders im Anfang der Spielzeit jene Kategorie von Operetten und Schwänken bevorzugt, die keinen ästhetischen, geschweige denn veredelnden Einfluß auf das Publikum ausüben, sondern der tiefstehendsten Geistesrichtung im weitesten Maße entgegenkommen.

Umso erfreulicher war dann die plötzliche Umkehr der Gleiwitzer Bühne zu vornehmlich edler Kunst. Ihre Opernaufführungen bewegten sich mit Hilfe Breslauer Solokräfte auf anerkannter Höhe. An seinen Gerhart Hauptmann-Abenden hat das Gleiwitzer Stadttheater gezeigt, daß auch ein tiefstes, würdiges Können in ihm steckte. Ein Können, das zu wenig Gelegenheit erhielt, sich zu beweisen und durchzusetzen.

VI.

Das Dppelner Stadttheater, das in einem der Hauptstadt Oberschlesiens ganz unwürdigen Milieu dahinvegetieren muß, hatte keinen eigentlichen Charakter. Trug aber einen Stempel. Den unverkennbaren Stempel der „Provinzbühne“ in jenem althergebrachten, zurücksetzenden Sinne. Man spielte in Dppeln Altes und Neues, Wertvolles und Wertloses kunterbunt durcheinander. Ohne ein rechtes Ziel. Ohne ein festes Programm. Die gleichen Schauspieler, die gestern in einer geistlosen Operette in grotesken Tänzen ihre Glieder verrenkten und den himmelschreiendsten Blödsinn redeten, mußten heute in einem klassischen Drama Menschen darstellen, Charaktere entwickeln. Es ist ganz erklärlich, daß bei einer solchen Verwandlungskrobatik der Darsteller, ferner bei der üblichen Vorliebe des Publikums für leichte, gaumenkitzelnde Kost das ernste Drama ein Aschenbrödelbafeln führen mußte.

Hoffen wir, daß das Dppelner Stadttheater in der nächsten Spielzeit sich den Platz unter den obereschlesischen Bühnen erringen wird, der seiner würdig ist.

VII.

Unsere Theater sollten alle Volkstheater im idealsten Sinne des Wortes sein. Also Kunststätten für das ganze Volk. Für das gebildete und ungebildete. Für das reiche und vor allem auch für das arme. Diese für unser gesamtes Geistesleben so wichtige Aufgabe hat besonders das D.-S. Volkstheater in Königshütte in vollstem Maße erfüllt. Nicht durch theatralische Experimente, die wohl für literarisch orientierte Kreise Wert haben, auf die breite Masse des ungebildeten Volkes dagegen fast immer die entgegengesetzte Wirkung ausüben. Sondern durch Aufführungen, die in gutem Sinne volksunterhaltend und volksbildend waren. Ein großer Teil des Spielplans wurde ja der Operette zugestanden. Aber diese Operettenaufführungen bewegten sich im allgemeinen alle auf einer gesunden, künstlerischen Grundlage. Lebhaftem Interesse begegneten erfreulicherweise die Königshütter Klassikeraufführungen, die vor allem die Bezeichnung dieser Bühne als Volkstheater rechtfertigten. Denn wie verdiente auch ein Volkstheater seinen Namen, wenn es an unseren Klassikerdramen mit ihrer großen Macht, im Volke die Begeisterung für alles Edle und Große zu erwecken, achlos vorüberginge?

Noch gegen das Ende der Spielzeit versuchte das D.-S. Volkstheater seinem Publikum auch die moderne dramatische Literatur verständlich zu machen. Die Kunst des Naturalismus eines Strindberg und eines Ibsen. Wenn der gewünschte Erfolg ausblieb, so war das nicht Schuld des Theaters, das gerade in diesen letzten Aufführungen seine besten Fähigkeiten offenbarte.

VIII.

Ein volles Anrecht auf den Namen Volkstheater hat auch die nach der Winterspielzeit der oberschlesischen Theater entstandene D.-S. Volksbühne. Sie hat sich die ideale und nicht genug anzuerkennende Aufgabe gestellt, gute Theaterstücke auch in jenen Städten, Städtchen und Dörfern unserer Heimat aufzuführen, die kein eigenes Theater besitzen und daher weniger Gelegenheit finden, gute Kunst zu genießen. Die Aufführungen dieser jungen, tapferen Wanderbühne begegnen überall, so in Cosel, Lublinitz, Nikolai, Bobrek, Laurahütte, Rydultau und in den zahlreichen anderen Orten ihrer Tätigkeit stets einem freundlichen und lebhaften Interesse. Ihre ersten Aufführungen waren ja nicht viel versprechend. Nun aber dringt schon allmählich die ehrliche Absicht durch. Es wird der gerade Weg fühlbar, von dem die D.-S. Volksbühne im Interesse unseres gesamten Geisteslebens nicht abweichen sollte.

IX.

In unserer oberschlesischen Heimat ringt Deutschum und Slaventum um die Vorherrschaft. Mit allen Mitteln. Mit praktischen und mit geistigen. Nun haben die Polen auch das Theater in ihre Kampffront gestellt. Es haben sich in kurzer Zeit polnische Theatergesellschaften gebildet, die sich unter Berufung auf die Gleichberechtigung beider Sprachen auch in Oberschlesien den Zutritt in unsere Stadttheater erobert haben. Meistenteils aber ziehen sie durch das Land und suchen auf das schneller zu beeinflussende Gemüt der Landbevölkerung in ihrem Sinne einzuwirken. Auf ihrem Spielplane stehen wertlose Stücke einer Alltagsliteratur ohne jeden tieferen Gehalt und historische Schauspiele mit einer überschwenglichen Rhetorik und stark patriotischen Färbung. Die darstellerischen Fähigkeiten dieser polnischen Theatergesellschaften stecken noch zu tief im reinsten Dilletantismus und vermögen mit keiner unserer deutschen Bühnen in Oberschlesien Schritt zu halten.

X.

Es ist schon eingangs festgestellt worden, daß in der vergangenen letzten Spielzeit das Interesse für ernste, wahre Kunst mehr geweckt und gefördert worden ist als in früheren Jahren. Mögen unsere oberschlesischen Bühnen auf diesem Wege weiterarbeiten. Arbeiten in der Erhaltung und Förderung des Deutschums und an der Gesundung und Veredelung unseres oberschlesischen Volkes.



Sinnpruch.

Stark sein im Leide,
Besonnen in Freude,
Mutig im Kampfe,
Das führt zum Triumphe.

Ottomar Duda.

Oberschlesische Dichter über die Abstimmung.

Paul Barsch

⊙

Oberschlesien gehört zu dem fruchtbaren und schaffensfrohen Oberlande, das von Pleß bis Ruhland und Rothenburg, von Mittelwalde, Liebau bis Eschirнау, Pietschen und Freyhan reicht und jeden Streifen „schlesischer Heemte“, der uns in dieser Zeit des Wahnsinns verloren geht, werden wir uns zurückholen. Was wir Schlesier geloben, halten wir.



Albert Bergmann

⊙

Deutsch zu stimmen, ist einfach
Pflicht.
Oberschlesier, vergiß es nicht!





Irma Erben-Sedlaczek



Hand sei in Hand zum Schwur
gefügt!

Daß unser teures Vatererbe,
Das Land, das deutscher Fleiß
gepflügt,

Nicht unter fremden Joch verderbe!



Paul Frießen



Nicht Polen ist unsre Mutter,
war's nie,
Für Deutschland lodern die
Flammen;
Mit Deutschland leben und sterben
wir:
Heil, Deutschland, wir bleiben
zusammen!



Hugo Gnielczyk



Was zieht Dich denn zu Polen
hin? —
Gewinn? — Worin?
Du willst in Polen und die Polen
wollen bei uns Gewinn sich
holen. —
Verstehest Du denn noch immer nicht
den Sinn?



E. Grabowski



Deutsch wählen heißt:
wahr sein und treu —
sich selbst, der Heimat
und den Unmündigen,
denen wir Rechenschaft
schulden für unsere Wahl!





Paul Grabowski



Halte fest am deutschen Lande,
Oberschlesisch Volk, in Treu!
Löse nicht die heil'gen Bande,
Knüpf sie stärker nur aufs neu'!



Alfred Hein



Das Vaterland im Herzen zu tragen, das ist, wie die Dinge nun einmal liegen, nicht mehr jedermanns Sache. Dies aber ist gewiß, daß alle die in Ewigkeit immer ein Land aus tiefstem lieben, das sie **HEIMAT** nennen. Und auch dieses weiß ich, daß jeder, der **wahrhaftig** ist, das Wesen Oberschlesiens als von ganzem Deutschtum zeugend anerkennen muß. Dann glaube ich fest: wenn nicht Selbstbetrug oder Ränke am Werke sind, muß meine Heimat in ihrer Prüfung so deutsch bleiben wie ich, der ihr entsproß.





Joseph Rania

©

Oberschlesier!

Gedenk', daß du ein Deutscher bist!
 Der deutschen Bildung reichen Segen
 Mit Liebe sollst du allezeit hegen.
 Pfleg' deutsche Einheit, laß allen Zwist,
 Gedenk', daß du ein Deutscher bist!

Halt' fest zum deutschen Vaterland!
 Für deutsche Treue, deutsche Sitten
 Sei allzeit männiglich gestritten.
 Mit glüh'ndem Herzen und fester Hand
 Steh' ein fürs deutsche Heimatland!

Gedenk', daß du ein Deutscher bist!
 Vor allem gilt's in unsern Tagen
 Mit echtem deutschen Mut zu schlagen
 Des Feindes Tücke und Macht und
 List —

Gedenk', daß du ein Deutscher bist!

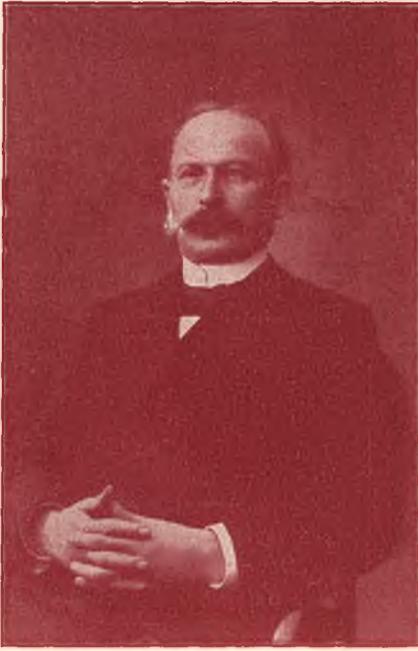


Wilhelm August Rieger

©

Bleib deutsch! — Bleib treu
 Dem alten Vaterland!





Karl Streibel

○○○○

Oberschlesien, sei nicht betört,
Bleibe Deutschland's Teil, wie
sich's gehört.



Wilhelm Wirbitzky

○○○○

Wenn Oberschlesien polnisch wäre,
wie dies unser Nachbar in alle Welt
brüllt, dann müßten in Oberschlesien
auch polnische Dichter vorhanden
sein. Trotz größter Mühe konnte ich
bis heute nicht einen einzigen polni-
schen, wohl aber über hundert deut-
sche Dichter entdecken. Spricht nicht
auch diese Tatsache Bände! Gott
schütze auch künftighin unser Ober-
schlesien und seine deutschen
Dichter!



Männer und Frauen der Heimat.

Paul Barsch. Dieser Dichter erblickte am 16. 3. 1860 zu Hannersdorf, Kreis Neisse (O.-S.), das Licht der Welt. Er wohnt in Breslau, Pfaffenstraße 38. Ein tüchtiger Kopf, der es vom Tischlergesellen bis zum Künstler mit der Feder brachte, der wohl an Genialität alle „666 kleinen und mittelgroßen Schriftsteller Schlesiens“ überragt und zu den wenigen Großen gehört, die den schlesischen Parnass krönen. Sein Hauptwerk ist der Roman „Von Einem, der auszog“. Ein Seelen- und Wanderjahr auf der Landstraße! Ein helles Wanderlied voll Eichendorffscher Munterkeit! „Über der Scholle“ betitelt sich sein in Neuauflage erschienener Gedichtband. Perlen herrlichster Lyrik! Eine Probe enthält der „Oberschlesische Dichtergarten“. Paul Barsch feierte in diesem Jahre seinen 60. Geburtstag. Die Stadt Breslau bewilligte ihm einen Ehrensold von je 3000 M jährlich bis zu seinem Tode. Verleger seiner Werke ist die Buchhandlung L. Heege in Schweidnitz.

B. H. Viktor Beyer, geb. 21. 3. 1888 in Mjest (O.-S.), Lehrer in Donnersmarkt bei Ludwigsdorf (O.-S.). Er ist ein begabter Länddichter. Seine Kompositionen sind in den besten Zeitschriften wie Bergstadt, Reclams Universum, Sucklasten u. a. und größeren Verlagsanstalten erschienen. Es sind schlichte Weisen, geeignet, in das Volk zu dringen; denn sie halten den goldnen Mittelweg zwischen der schweren klassischen Musik und dem leichtem Ohrgeklänge des modernen Operetten- und Possenschlagers. Als Proben musikalischer Kleinkunst haben sie in der Cieplickschen Klavierschule Aufnahme gefunden; Komponisten wie Carl Heins haben über herzinnige Liedchen wie „Glück der Jugendzeit“ eine Phantastie für Klavier geschrieben. (Verlag Bratfisch, Frankfurt a. d. O.). Innerlich verwandt mit „Glück der Jugendzeit“ ist das im Burschentum gehaltene „Am grünen Rhein“ (Aurora-Verlag; Dresden). Beide singen von Lenz und Liebe und sel'ger, goldner Zeit und gelten denen, deren Herz immer jung bleibt. „Der Schwur“, „Schmerz“, „Ringerl und Röslerl“ und „Das Lied“ (Verlag Bratfisch, Frankfurt a. d. O.) sind Chöre, die sich durch Reinheit des Satzes und ungestünzte Harmonieführung der Stimmen auszeichnen.

Hans Bimler, bis Ostern 1920 Zeichenlehrer an der Oberrealschule in Beuthen, geboren 27. 1. 1860 zu Godullahütte, besuchte die Bresläuer Kunstschule. Als Zeichner von vielen Ehrenurkunden für Städte, Vereine und hochstehende Herren bekannt, vor allem aber als Blumen- und Landschaftsmaler. Seine Technik in der Ölmalerei ist glänzend. Er bevorzugt Motive aus Oberschlesien und den Beskiden. Auf der ober-schlesischen Ausstellung in Breslau war er mit Federzeichnungen ober-schl. Kirchen und Bauernhäuser, außerdem mit 2 stimmungsvollen Landschaften in Öl vertreten, einer „Winterlandschaft“ und der „Burgruine in Chudow bei Mondbeleuchtung“.

Hermann Buchal, wohl Oberschlesiens talentvollster Länddichter der Gegenwart, wurde am 17. Januar 1884 in Patzchkau (O.-S.) geboren. Besuchte bis zur Reifeprüfung das Gymnasium seiner Vaterstadt, alsdann die Akademie der Künste, war Chordirigent in Berlin und Lehrer und Mitdirektor am Cieplickschen Konservatorium in Beuthen (O.-S.). Lebt seit Kriegsbeendigung als freier Künstler in Beuthen (O.-S.). Bisher im Druck erschienene Kompositionen: op. 1. Angelus für gem. Chor und Solostimmen (Sulzbach Berlin); op. 10. Sieben Lieder für 1 Singst. mit Klavier (Nies und Erler, Berlin); op. 13. Sechs Lieder für 1 Singst. mit Klavier (Bratfisch, Frankfurt a. O.); op. 17. Fünf Intermezzi für Klavier (Vöte & Vöte, Schlesischer Musikalmanach

Berlin); op. 18. Drei Offertorien für 4stim. gem. Chor (Cieplik, Beuthen); op. 19. Klavier-Sonate in c-moll (Heimann, Breslau); op. 26. Kriegschoral für 4stim. gem. Chor (Cieplik, Beuthen); „Wandervogel“ 4stim. Männerchor (Bratfisch, Frankfurt a. D.).

Carl Dokupil, Kunstmaler, Radierer und akademisch gebildeter und beamteter Zeichenlehrer, geboren den 18. Februar 1870 in Cosel O.-S., bis zum Jahre 1899 Volksschullehrer, erhielt er seine künstlerische Ausbildung in den Jahren 1899, 1900 und 1901 auf der Kunst- und Kunstgewerbe-Akademie in Breslau, war Schüler des Direktors Kühn, der Professoren Wislicenus, Langer, Jermann, Rolke, Banke und anderer Zeitgenossen dieser Anstalt. In Gleiwitz vom 1. 10. 1901 ab als Zeichenlehrer am staatlichen Gymnasium tätig, hat er neben seiner amtlichen Tätigkeit sich bemüht, „Oberschlesische landschaftliche Schönheiten und Architekturen“ in verschiedenen Techniken bildlich festzulegen und der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Für die Stadt Gleiwitz und andere obererschlesische Orte hat er Ehrenbürgerbriefe und sonstige Festadressen gefertigt. Auf den von ihm beschickten Ausstellungen in Berlin, Breslau und den in Oberschlesien veranstalteten Unternehmungen, sowie auf der Ausstellung: „Arbeit und Kultur in Oberschlesien“ haben die von ihm gezeigten Gemälde, Zeichnungen usw. reichliche Anerkennung und auch Liebhaber gefunden.

Hugo Gnielczyk, geb. 20. 10. 1883 zu Ujest O.-S., Lehrer in Bratfch bei Leobschütz. Ein Dichter, der wohl über Nacht von sich reden machen wird. Mit seinem „Riesen vom Huhlberge“ hat er sich sehr gut in die Literatur eingeführt. „Die Mondscheinstadt“ ist nicht minder gut gelungen. Der Musenalmanach-Verlag verhandelt gegenwärtig mit dem Dichter zw. Erwerbung eines Romans für unsere Zeitschrift.

Franz Görlsch, geb. 27. 8. 1881 zu Wachtel-Kunzendorf, Kreis Neustadt O.-S., Lehrer in Reiffe O.-S. Er veröffentlichte in verschiedenen Blättern Gedichte, Skizzen und Novellen. Sein Roman „Bauerngeschlecht“ erschien in der Reisser Zeitung. Mit Vorliebe schildert der Dichter seine schöne Heimat. Der Welt Achtung vor den kernigen Schlesiern abzurufen, ist nicht zuletzt der Zweck seiner Schöpfungen.

Karl Hoppe. Der rühmlichst bekannte Leipziger Musikprofessor Dr. Hugo Riemann schreibt über diesen Komponisten in seinem Musik-Lexikon (9. Aufl. Max Hesses Verlag, Berlin): Karl Hoppe, geb. 11. April 1883 zu Rosdzin, Kreis Rattowitz O.-S., besuchte das Gymnasium zu Rattowitz. Nach Absolvierung des Lehrerseminars zu Pilschowitz amtierte er als Lehrer in Wingenberg bei Reiffe und Zawodzie, Kreis Rattowitz, übernahm die Organisten- und Chorrekторstelle in Bogutschütz O.-Schl. Nach weiterem Studium der Kirchenmusik unter Josef Stein und Viktor Kotalla veröffentlichte er eine stattliche Anzahl von Kirchenkompositionen (Messen, Offertorien, Sammelwerke, „Orgelbuch zum Breslauer Diözesan-Andachtsbuch“, „Orgelbegleitung zu den Einheitsliedern“, Lieder, Orgelkompositionen, Passion (nach Matthäus) für gemischten Chor, op. 33. (Das Werk ist zur Ausführung mit lebenden Bildern eingerichtet und wurde bereits fünfmal mit großem Erfolge (zuletzt in Beuthen O.-S.) aufgeführt.) Anlässlich des 100. Geburtstages des verstorbenen Breslauer Domkapellmeisters Professor Dr. Moritz Brosig hat er die bei den verschiedenen Verlegern erschienenen, jedoch z. T. in Vergessenheit geratenen Brosigschen Orgelkompositionen in einem Jubiläumsband vereinigt und bei F. C. C. Leuckart, Leipzig, herausgegeben. Auch schriftstellerisch hat sich H. durch Veröffentlichung kirchenmusikalischer Aufsätze betätigt. — Seine erfolgreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Kirchenmusik ward am 13. April 1916 seitens des Hochwürdigsten Herrn Fürstbischöfs von Breslau in ehrender Weise anerkannt.

Emil Hudek, Maler religiöser und profaner Bilder, geboren den 1. Januar 1877 in Hochkreischam, Kreis Leobschütz O.-S., lernte bei seinem Vater Cyrus Hudek, der 1912 im Alter von 77 Jahren starb und in seiner engeren Heimat als tüchtigster Kirchenmaler unvergeßlich bleiben wird. Emil Hudek besuchte die Breslauer Kunstakademie und malte außer Porträts viele Kreuzwege, Decken und Wandgemälde für obererschlesische Kirchen. Im ersten Bande (7. Jahrg.) wurde sein Bild „Eichendorff im Walde bei Lubowitz“ gezeigt. Der Künstler lebt in seiner Heimat Hochkreischam im Kreise Leobschütz.

August Kirstein, ein Bruder des Dichters Otto Kirstein, lebt als Baurat und Professor in Wien. Geboren wurde er am 21. August 1856 in Kofel, Oberschlesien. Er baute nach eigenen, zum Teil preisgekrönten Entwürfen die Dome zu Fünfkirchen in Ungarn, zu Brünn in Mähren, weiterhin die Museen in Ungarisch-Altenburg, Spalato (Dalmatien). Zu seinen Meisterwerken zählt das neue Rathaus in Wien. Der geniale Baumeister gehört zu den berühmtesten lebenden Männern auf dem Gebiete der Baukunst. Daß er ein Oberschlesier ist, erfüllt uns mit Stolz. Wohnung: Wien I, Heiligkreuzerhof 1.

Otto Kirstein, geboren am 5. 4. 1868 zu Bosaß-Rattibor O.-S. Bescheiden hat sich dieser obererschlesische Dichter des großen Nationaldramas „Stein oder Deutschlands Befreiung“ in den letzten Jahren vor der breiten Öffentlichkeit in die Stille zurückgezogen. Sein „Stein“ wäre für die Jahrhundertfeier 1913 in Breslau wohl das geeignetste Stück gewesen. Leider verschlossen schon vor Jahren Kritiker und Fachleute die Bühne vor einem deutschen Nationaldrama. Napoleon! Ja — das war ein Held! Stein? — Ach, wieso denn! Leider sieht man noch heute, da wir Frankreichs Knote wieder merklich spüren, über dem Schreibtische deutscher Männer, Napoleons Bild in Lebensgröße prangen. Otto Kirstein wohnt in Berlin, SO. 26, Elisabethufer 59.

Ignaz Paul Maase, Procurist in Bismarckhütte, Oberschlesien, geboren am 25. Januar 1856 zu Myslowitz, veröffentlichte 1915 die kulturhistorische Erzählung „Deutsches Frühlicht“. (Verlag Karl Vater & Co. in Breslau, Matthiasstr.) Dieses große obererschlesische Erzählwerk ist bereits früher im Schlesienschen Mufenalmanach gewürdigt worden. Als Lyriker ist Maase noch nicht öffentlich hervorgetreten, obwohl ihm prächtige Balladen und zahlreiche schöne Dichtungen in gebundener Rede gelungen sind.

Heinrich Luppä. „Die Zeitschrift für Musik“ (1. Aprilheft 1920, 87. Jahrgang. Begründet 1834 von Robert Schumann. Organ des Leipziger Tonkünstler-Vereines) schreibt: „Heinrich Luppä wurde am 19. Juli 1869 zu Rosenberg in Oberschlesien geboren. Seit 1895 ist er als Volksschullehrer tätig. Daneben ist Luppä auch geschickter Musikkritiker und Komponist. Seine Werke verraten eine ausgesprochene Begabung für echt volkstümliche Schreibweise im besten Sinne. Hoffen wir, daß sein neuestes Lied „Oberschlesien, mein Heimatland“ (Text von A. Trautmann) sich recht bald in die Herzen der Oberschlesier einklingt.“ Professor Dr. Carl Reinecke, Leipzig, urteilte über den Tondichter: „Heinrich Luppä's Weisen verraten eine ausgesprochene Begabung für echt volkstümliche Schreibart im besten Sinne.“ Es würde zu weit führen, die große Zahl der Luppäschen Tondichtungen hier näher zu bezeichnen.

Max Niedurny, geb. am 12. 9. 1875 zu Tarnowitz O.-S., Rektor daselbst, hat herausgegeben: Erzählungen für die Jugend: Allerlei. — Schlichte Grüße. — Das Osterhäuschen. — Für Jugend und Volk: In ländlicher Stille. — Im Bürgerrock und Fürstenkleid. — Für die werktätige Jugend: Im Jugendheim, 4 Bändchen. — Gib acht! Außerdem: Allerlei Weisen für Schlegel und Eisen. — Lebende Bilder aus dem Bergmannsleben.

Wilhelm August Rieger wurde am 21. Oktober 1876 zu Breslau geboren, Lehrer in Bismarckhütte. Seit 1897 ist er in Oberschlesien tätig. Von ihm erschienen 1911 „Lieder und Rommersbuch der Vereine des oberschlesischen Spiel- und Eislaufverbandes“, 1913 der oberschlesische Roman „Unter rauchenden Schloten“ (Verlag Paul Schimmel-Breslau IX), 1914 der Roman aus Oberschlesien „Glücksfucher“ (in der Romanbeilage der „Schlesischen Gerichtszeitung“), 1920 der Roman „In Ruß und Flammenschein“ (Verlag Aurora-Dresden Weinböbla). Seine Skizzen aus dem Lehrerberleben und literarhistorischen Abhandlungen in den Bänden des „Schlesischen Musenalmanachs“ dürften bekannt sein.

Karl Streibel, geboren den 14. 9. 1853 zu Jassen bei Neustadt D.-S.; Landgerichtsrat in Breslau, Schweidnitzer Stadtgraben 20. Werke: Die Griechen, Dichtung 1887. Julia Alpinula, Schauspiel 1888, 2. Aufl. 1910. Dichtungen und Reimereien, 1890. Balladen und Briefe, 1890. Rastus und Julia, Schauspiel, 1890. Getrennt und geeint Schauspiel, 1890. Lucius Papius Rursor, 1891. Heinrich Finke, Dichtung, 1893. Balladen und Romanzen, 1898. Mächte des Lebens, Roman, I. Band: Des Schicksals Macht, 1911; II. Band: Der Leidenschaften Macht, 1912. Rena Haider, Dichtung, 1911. Das Fest in Röhwaldbau, Dichtung, 1911. Der Krönungsfechter, Dichtung, 1913. Balladen, 1914. Aus den Titeln dieser Dichtungen ist zu ersehen, daß der Dichter seine Stoffe vielfach dem Altertume entnimmt. Doch wurzelt dieser fleißige Schriftsteller andererseits mit ganzer Seele in seiner oberschlesischen Heimat. In den folgenden Bänden sollen die Leser des Almanachs eine Streibelsche Erzählung aus Oberschlesien zu Gesicht bekommen.

Emil Wabschke, geboren am 28. Juni 1888 zu Neustadt D.-S. Er lernte das Schneiderhandwerk, ging aber zur Bühne und wurde Gewandmeister am Schauspielhause zu Kiel. Dichterisch betätigte sich unser Landsmann erfolgreich auf dem Gebiete der Operette. Lesen wir, was die Presse in dieser Hinsicht über ihn meldet! „Schriftsteller Emil Wabschke in Kiel, bekanntlich ein Kind Oberschlesiens, hat in Gemeinschaft mit seinem Mitarbeiter Buckstover und dem Komponisten und Kapellmeister Paul Voigt aus Weimar einen neuen durchschlagenden Erfolg erzielt mit der Aufführung der Operette „Der glückliche Antonius“, die Anfang d. Mts. im Residenztheater in Weimar bei ausverkauftem Hause vor sich ging. Es sei auch hier an die im vorigen Jahre entstandene und ebenso günstig aufgenommene Operette „Heideröschchen“ erinnert. Wie bei dem vorjährigen wird auch bei diesem Werk neben dem trefflichen Humor die anständige Tendenz des Stückes betont“. Wabschke selbst nennt seine Bühnenspiele „Volksstücke“. Diese Bezeichnung trifft umsomehr zu, als die Stücke gesund, volkstümlich gehalten sind. Sie haben mit den schlüpfrigen, elend zusammengereimten Ausstattungsoperetten gewissenloser Autoren von heute nichts gemein.

Joseph Wilpert, geboren 22. August 1857 zu Eglau bei Bauerwitz in Oberschlesien. 1882 Priester, ab 1883 in Rom, 1891 päpfl. Geheimkämmerer, 1896 Hausprälat, 1903 wirkl. Apostol, Protonator, lebt in Rom. Er ist ein Vertreter deutscher Wissenschaft von internationalem Rufe und ist zurzeit unser bedeutendster und erfolgreichster Archäolog für das altchristliche und frühmittelalterliche Gebiet. Seine zahlreichen verdienstvollen Einzelstudien können als Vorbereitungen gelten zu seinem ersten in fünfzehnjähriger entfangensvoller Arbeit hergestellten Monumentalwerken „Die Malereien der Katakomben Roms“ (1903). Vollends ließ ihn sein zuletzt 1916 in vier mächtigen Filibanden veröffentlichtes Werk „Die Römischen Mosaiken und Malereien der kirchlichen Bauten vom 4.—13. Jahrhundert“ als wissenschaftlichen Geist auf dem Gebiete der Kunsterforschung ersten Ranges erglänzen. Seine Werke sind in der Weltverlage Herder & Co. in Freiburg im Breisgau erschienen.

Winter im Segethwalde D.-S.

Phot. F. Grehl.

Der Segethwald, zwischen Beuthen und Tarnowitz gelegen, ist einer der schönsten Wälder Oberschlesiens und wegen seiner üppigen Vorgebirgsflora u. eigenartigen Insektenwelt zum Naturschutzgebiet erklärt.

Aus der Kartenserie:

Freut Euch der Heimat!

Schützt ihre Denkmäler!

Herausgegeben vom Landschafts-
komitee für Naturdenkmalpflege
in Oberschlesien.



Heimatverlag Oberschlesien

G. m. b. H.

Gleiwitz D.-S.





Die große Harmonie. Erzählungen von Marie von Hutten. Verlag Herder & Co. in Freiburg i. Br. Mf. 7.—

Marie von Hutten umschrieb in diesen neun tiefempfundenen Erzählungen die mannigfachen Wege, auf denen das Leid uns heimsucht, und es ihr thugelungen, die Tragik des Lebens und der Gegenwart überraschend zu beleuchten.

Eine Handvoll junger Märchen aus dem Glaser Lande von Dr. Paul Reinelt. Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla. 1919. 4,50 Mf.

„Unsere Graffschaft Glaz ist ein kleines Ländchen, das an Schlessien hängt wie ein Schwalbennest an einem hohen Dome. Von Bergen ist es rings umschlossen, von der Reiffe quer durchslossen, und frohe Menschen wohnen drin. Wenn sich zur Winterzeit die Nacht in die verschneiten Täler früh hernieder senkt, wenn im hohen Rachelosen die starken Fichtennorren langsam verglimmen, dann erzählt wohl ein Träumer dem andern zur Winterarbeit in der behaglichen Stube ein Märchen aus alter Zeit. In solchen Stunden wurden wir geboren, und schlichte Leute sind unsere Eltern.“ So läßt Dr. Paul Reinelt, Studienrat in Beuthen, seine Märchen zu den verschiedenen Laufschern am Eingange reden. In diesem Hefte ist aus dem Buche das Märchen „Ursprung der Glaser Bäder“ abgedruckt. Es spricht für sich und die ganze Sammlung mehr als eine lange Besprechung hier.

Frisch vom Storch. Fünf Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung von Leo Rieslich. Verlag von B. Brache in Frankenstein, Schlessien. 3.—Mf.

Der Komponist wohnt in Neustadt D.-S. und hat schon eine stattliche Anzahl guter musikalischer Arbeiten in die Welt geschickt. Die vorliegenden Stücke sind in der Melodie äußerst ansprechend und im Sage vorzüglich.

Gruß an die Schläfing. Heimatlied (Text von Max Heinzl) für eine Singstimme mit Klavierbegleitung von Leo Rieslich.

Dieses klangschöne und formvollendete Lied müßte jetzt in Oberschlessien ganz besonders gesungen werden.

Gedanken sind frei. Lautenlieder von Max Schulz in Dppeln. Verlag Johann André in Offenbach a. M. 2,50 Mf.

Das Hefte von Max Schulz ist sehr gut. Schulz gehört zu den besten Lautensehern unserer Zeit. Das „Maurerlied“, das „Maurergefellenlied“, das „Nagelschmiedlied“, das „Zimmergefellenlied“ (alles schlessische Lieder), sind besonders als hervorragend zu nennen.

Kämpfe. Erinnerungen und Bekenntnisse von M. Scharlau (Magda Alberti). Verlag von Herder & Co., Freiburg i. Br. 8,60 Mf.

Warmherzig, offen und mit der ihr eigenen Lebendigkeit schildert die Verfasserin wie in ihren Romanen „Martin Augustin“, „Im Schatten“, und „Gefa Plitt“ das Leben, wie es wirklich ist, — diesmal ihr eigenes, bei aller Echtheit doch innerlich und äußerlich reiches Leben. Sie enthüllt uns, wie sie als frühere evangelische Pfarrfrau dazu kam, nach schweren Kämpfen mit inneren und äußeren Widerständen zur katholischen Kirche zu konvertieren. Bald mit leisem Humor, bald mit erschütterndem Ernste erzählt sie ihre wechselvollen Lebensschicksale von frühesten Jugend an und läßt auch auf die besonderen Verhältnisse ihrer Umwelt allerlei Lichter fallen.

Im Bann der Stunde. Verse von Ferdinand Schlüter, Phanton-Verlag, Stuttgart-Cannstatt.

„Ein Meer der Liebe lagt hinaus uns tragen,
Darin das Leid der kranken Welt extränken!
Unendlich Glück aus vollen Schalen schenken!
O stolzer Reichtum den verarmten Tagen!“

Der Dichter ist ein Weltverbesserer, der in seinen oft gut gelungenen Gedichten „aus des Lebens gekälterten Quellen Kräfte zum Aufstieg und helleren Sang“ schöpft. In dem I. Zeile „Fern den Straßen“ stößt man auf prächtig gezeichnete Naturbilder, in denen der Dichter nicht bloß bei der Schilderung des realen Vorgangs stehen bleibt, sondern überall seine tiefe Seele hineinlegt. Solche Gedichte muß man genießen.

Mit Stab und Stiff. Reisebilder aus Heimat und Fremde. Von Dr. Petrus Kloss. Verlag Herder & Co. in Freiburg i. Br. 4,80 Mk.

„Gewandert bin ich viel in meinem Leben, hab' Schönes und Großes gesehen“, bekennt der Autor, ein Mitglied des altherwürdigen Benediktinerstiftes St. Peter in Salzburg, ein gebürtiger Tiroler. Und wie er gereift und gewandert ist! Nach Spielmannsart, nach Dichterweise. Er erzählt nicht, wie viel Kronen dies und das gekostet hat, sondern singt uns in den Reise-skizzen heiter-ernste Spielmannslieder und frohe Scholarenfänge auf Natur, Kunst und Leben. So charakterisiert P. Kloss selbst treffend das vorliegende Buch.

Mein Meister Rupertus. Ein Mönchsleben aus dem 12. Jahrhundert. Von Odilo Wolff O. S. B. Verlag Herder & Co. in Freiburg i. Br. 8,80 Mk.

Der Verfasser hat, seitdem er im Noviziat von seinem berühmten Landsmann Rupertus als einer Zierde des 12. Jahrhunderts gehört und dann in der Klosterbibliothek die stattlichen Werke des tiefstnigen Gegeten und Mystikers entdeckt, in einem gewissen „Gleichklang der seelischen Stimmung“ sich in das Studium seiner Schriften und namentlich seines Hauptwerkes von der heiligsten Dreifaltigkeit vertieft, das ihm jahrelang „fast die einzige Nahrung der Seele“ bildete. Aus solch innigem geistigen Verkehr ist das vorliegende Lebensbild des großen Geistesmannes erwachsen, als Ideal des „ganz der Übung der Tugend, dem betrachtenden Studium und dem Gebete geweihten Mönches“, das seine Werbekraft gerade auch auf die einem solchen Ideal anscheinend so weit abgekehrte Gegenwart voraussichtlich nicht verfehlen wird.

Oberschlesische Heimat. Zeitschrift des Oberschlesischen Geschichtsvereins. Herausgegeben von Pfarrer Dr. Chrzastecz in Peiskretscham O.-S. Selbstverlag des Vereins. 5 Mk. jährlich.

„Oberschlesische Heimat allezeit voran!“ Viel Orts-, Kirchen-, Kulturgeschichte, viel Wissenswertes aus Natur und Kunst bietet diese Zeitschrift. Die Kenntnis der Geschichte und Volkskunde Oberschlesiens wird durch ein solches Unternehmen, das allerdings noch viel zu wenig unterstützt wird, sehr gefördert.

Oberschlesien in der Dichtung. Eine Anthologie, herausgegeben von Hugo Regel. Verlag: Sivinna, Rattowitz.

Am 25. August waren 25 Jahre verflossen, als man den Dichter Hugo Regel, ein Rattowitzer Kind, zur letzten Ruhe bettete. Weilt er auch nicht mehr unter uns; sein Werk lebt, seine Anthologie, mit welcher er nicht nur sich allein, sondern seiner Heimat ein Denkmal gesetzt hat. Regel war der erste, der den Versuch machte, seiner Heimat in der deutschen Literatur ein Bürgerrecht zu verschaffen. Was er aus dem anscheinend unergiebigem Boden Oberschlesiens förderte, ist ein edler Schatz, ein Schatz jener Poesie, die sich nicht nach äußerem Schliffe und nach Kenntnissen richtet: Schmucklose Lieder des Volkes, kunstvollere Gebilde seiner Dichter enthält das Buch in buntem Wechsel. Wir begegnen zahlreichen oberchlesischen Dichtern. Allen voran Eichendorff und Freytag, dann Paul Albers, Paul Barsch, Emil Erbrich,

Friedrich Feldhuß, Marie Kern, A. D. Klausmann, Carl Klings, Oskar Kobel, Margarete Löwe, Dr. Max Ring, Dr. Julius Roger, Friedrich von Sallet, A. Stanislas, Max Waldau u. a. m. Alles schöne Beiträge! Aus keinem aber spricht so beredt die innige Liebe zum Heimatlande wie aus den poetischen Gaben von Hugo Regel selbst:

„Ich habe die Muse der Heimat geschaut!
Will deinen Mahnruf weiter tragen,
Er soll an alle Herzen schlagen,
Was Dichter und was Sänger heißt:
Das will ich rufen in deinem Geist
Zum Wettgesang für die heimische Erde,
Daß allen kund ihre Schönheit werde.“

Oberschlesien vor 55 Jahren und wie ich es wiederfand. Von A. Džakar Klaußmann. Verlag: Swinna, Rattowitz.

Keine Geschichte Oberschlesiens! Aber prächtige, kulturhistorische Skizzen aus Oberschlesiens Vergangenheit und Zukunft. Die vielen Illustrationen, meistens Bilder aus früherer Zeit, machen das starke Buch besonders wertvoll. **Schlesien ein deutsches Land.** Ein Beitrag zur Heimatkunde von Josephh Rania. Verlag: Swinna, Rattowitz.

Inhalt: Schlesien ein deutsches Land. Schlesien unter preussischer Herrschaft. Kurze Geschichte des schlesischen Bergbaues. Begründer der Industrie Oberschlesiens und reichverdiente Förderer seiner Kulturentwicklung: 1. Friedrich der Große. 2. Frhr. von Heinitz. 3. Graf Reden. 4. Georg von Giesehe. 5. Ruberg. 6. von Winkler, Grundmann. 7. Godulla, Gemander. 8. Borstg. 9. Weizen. 10. Wilhelm Figner. Der in Oberschlesien rühmlichst bekannte Montanschriftsteller Rania zeigt, was deutscher Fleiß und deutsche Strebbarkeit aus Oberschlesien gemacht haben.

Von Kron' und Kranz und Steruenglanz. Deutsche Märchen von Helmut Wermuth. Mit Bildern von W. Bayer. Priebatsch's Verlagsbuchhandlung in Breslau I. 6.— Mk.

Die heilige Hedwig. Patronin von Schlesien. Ein Vortrag von Dr. Paul Reinelt. Mit einem Holzschnitt von Franz Hoffmann. 1.— Mk. Oscar Waeldner's Buchhandlung in Neuthen D.-S.

Oberschlesische Heimatkarten und Kunstmappen. Heimatverlag Oberschlesien. G. m. b. H. Gleiwitz D.-S.

Das vor kurzer Zeit gegründete Unternehmen führt sich mit seinen ersten Gaben gut ein. Erschienen sind zwei prächtig ausgestattete Kunstmappen: „Aus Eichendorff's Heimat. Wald- und Landschaftsstimmungen aus Oberschlesien mit Sprüchen aus Eichendorff's Liedern (18 Mk.) und „Unser Oberschlesien. Das Hohelied deutscher Arbeit. Eine Sammlung von Heimatbildern nach Aufnahmen von Bruno Zwiener.“ (15 Mk.) Diese Bildersammlungen werden Liebhabern große Freude machen. Die in diesen Mappen enthaltenen Bilder sind auch als Karten gedruckt zu haben: „Das Hohelied deutscher Arbeit“ (2 Serien, je 3.— Mk.) und „Aus Eichendorff Heimat“ (2 Serien, je 3.50 Mk.) „Unser liebes Oberschlesien“ (3 Serien Karten, je 2.— Mk.), „Das schöne Oberschlesien“ (2 Serien Karten, je 2 Mk.) und „Freut euch der Heimat! Schüzt ihre Naturdenkmäler“ (1 Serie Karten zu 2.— Mk.) sind durchweg künstlerische Aufnahmen von M. Steckel, A. Berndt, F. Grehl, B. Zwiener, A. Noky, M. Rauschel. Mögen diese Karten, die von der Schönheit, Eigenart und dem Reichtum Oberschlesiens Zeugnis ablegen, zu Millionen in die Ferne flattern, unsern Brüdern dort zurufend: „Kommt, rettet die Heimat!“



Urteile

der Presse über den Schlesiſchen Muſenalmanach

„Der Schwarze Adler“ in Kattowitz: Wilhelm Wirbikſky gehört zu jenen Menſchen, die von einer ehrlichen Kunſtbegeiſterung erfüllt ſind, denen die Luſt am Fabulieren der ſchönſte Lebensgenuß iſt, denen die Liebe zum Volk und zur Heimat über alles geht und die deſhalb wünſchen, daß in unſerer oberſchleſiſchen Heimat eine wurzelfeſte und weitverzweigte Volkskunſt gepflegt wird. Von dieſem Geſichtspunkte aus hat das Schaffen Wirbikſkys eine tiefe Bedeutung. Wie wenige verſteht er es, Leute aus dem Volke für Kunſtfragen zu begeiſtern und liebevoll noch unbekannte und aufwärtsſtrebende Künſtler und Kunſtſreunde anzuregen. — So will auch der Muſenalmanach Wirbikſkys betrachtet ſein — und nicht von der hohen Warte rein künſtleriſcher Kritik. Er iſt wirklich eine Pflegeſtätte emſiger Heimat- und Volkskunſt und eine Stütze des Deutſchtums im Oſten.

„Die Süddeutſche Morgenpoſt“ in Beuthen D.-S.: Die Sondernummer des Schleiſchen Muſenalmanachs, der von jezt ab jeden Monat erſcheinen wird, iſt ein herzerfröhendes Büchlein voll warmer Liebe zur Scholle, voll gefeſtigter religiöſer und nationaler Geſinnung, voll Ernſt und Würde in künſtleriſcher Auffaſſung. Mit dem Herausgeber ſagen wir: Es iſt Pflicht — gerade in der heutigen Zeit — eines jeden, der die Heimat liebt, dieſe Zeiſchrift zu kaufen und zu leſen.

„Der Oberſchleſier“ in Dypeln: Der Schleiſche Muſenalmanach iſt zu gut bekannt, als daß er noch einer beſonderen Empfehlung bedürfte. Eine oberſchleſiſche Sondernummer herauszugeben, lag nahe. Man blättert das Heft mit wirklicher Freude durch. Der Eigenart Wilhelm Wirbikſkys entſprechend, pflegt der Almanach gute, lautere Heimatkunſt. Man begegnet in den Beiträgen faſt allen befannteren oberſchleſiſchen Schriftſtellern. Die Rubrik „Oberſchleſiſcher Dichtergarten“ wird von allen Heimatdichtern beſonders freudig begrüßt werden.

„Literariſcher Handweiſer“ in Freiburg i. Br.: . . . Er zeigt, was energiſcher Wille und heilige Begeiſterung für eine Sache leiſten können.

„Das Kleine Literaturblatt“ in Frankfurt a. M.: Ein verdienſtliches Unternehmen, das um ſo mehr Anerkennung verdient, als es in ernſter Zeit begründet wurde und darum an den Herausgeber nach materieller und ideeller Seite doppelt hohe Anforderungen an Wagemut, Opferſinn und Steigigkeit ſtellte. Nicht das Begründen, ſondern das Ausharren iſt das Schwere bei derartigen Schöpfungen. Ein periodiſches Werk wie dieſes mit Umſicht geleitete, ſchön ausgeſtattete, mit Kunſtbeilagen geſchmückte, inhaltlich gebiegene Schrift darf auch für die Folgezeit einer freundlichen Aufnahme gewiß ſein.

„Schwäbiſche Heimat“ in Eßlingen: Solche Bücher, wie der vorliegende Band, die ihre Wurzeln tief in den Heimatboden ſenken, brauchen wir in einer Zeit, da die Antreue die Herzen gefangen hält.

„Akad. Zeitung der Wiener Uniuerſität“: Die Auswahl und Zuſammenſtellung der durchwegs erſtklaſſigen Beiträge zeigt auch hier wieder den Meiſter.

„Deutſche Warte“ in Berlin: Das Buch ſteht auf einer erfreulichen künſtleriſchen Höhe. Es bildet zugleich einen Beweis, wie ſtark deutſche Geſittung und deutſches Gemütleben in Oberſchleſien zuhauſe ſind und es iſt deſhalb gerade gegenwärtig beſonders dankbar zu begrüßen.

„Kathol. Schulblatt“ in Breslau: Mit großer Freude begrüße ich jeden neuen Mufenalmanach. Wie ein lieber, vertrauter Freund mutet er mich an. Gedichte, Lieder, Aufsätze und kleine Novellen sind so fein, sinnig und anregend, daß es ein Genuß ist, sich darin zu vertiefen, um sich so in dieser schweren Zeit manche friedvolle Stunde zu verschaffen.

„Deutscher Reichsanzeiger“ Berlin: Der gesamte Inhalt des mit zahlreichen guten Abbildungen ausgestatteten Hefes bezieht sich auf Schlesiens Heimatkunst. Er zeigt, wie im östlichen Deutschland deutsche Art und deutsches Wesen, wie einst so auch heute, eine Pflegstätte gefunden haben. Deshalb verdient der Almanach auch über die Grenzen Schlesiens hinaus Beachtung.

„Die schöne Literatur“ in Leipzig: . . . Und dies sei mit besonderer Empfehlung betont, da der Almanach zurzeit die einzige höher weisende Umschau-Gabe ist, die ausschließlich und fortlaufend der schlesischen Kunst und Literatur dient.

„Süddeutsche Literaturschau“ in Stuttgart: Die Auswahl der einzelnen Dichtungen, Aufsätze, Bilder und Noten ist sehr geschickt getroffen und führt schlesisch-deutsche Kunst in überaus ansprechender Form vor. Das schöne Buch verdient auch außerhalb Schlesiens Beachtung zu finden.

„Der Tag“ in Berlin: Der mit patriotischer Aufopferung herausgegebene Almanach enthält treffliche Beiträge obererschlesischer Autoren.

„Der Eckhorn“ in Hamburg: Man muß dat Wilhelm Wirbisky, von de of förrens en Roman „Sonnengrund“, Verlag Th. Ciepplik, (Beuthen) herutkamen is, laten, dat he ut de Mufenalmanach wat Gods mak hett. Dat wär to wünschē, dat bi uns in Nedderdütschland in männige Gegēnds of so wat versocht word un Innersfützung sinnt.

„Der Seminarist“ in Breslau: Ein Kulturwerk, eine Hochburg des Deutschtums an der südöstlichen Peripherie des Reiches ist der von Wirbisky begründete und trefflich redigierte Schlesiensche Mufenalmanach, eine sehr empfehlenswerte Schrift.

„Calderon-Blätter“ in Berlin-Steglitz: Wer eine Reihe solcher Bände studiert, staunt über die große Zahl schaffender Dichter und Künstler, die die Provinz Schlesien dem deutschen Volk geschenkt hat. Es ist ein verdienstvolles Werk des Herausgebers, der schaffenden Landsleute zu gedenken und sie in ihrer Eigenart den Schlesiern und dem gesamten deutschen Volk näherzubringen. Es sind Namen von gutem Klang, denen wir in dem Buch begegnen, und gediegene Arbeit wird hier geleistet. Es wäre sehr zu wünschen, daß alle deutschen Landesteile diesem Beispiele folgten. Was besonders wohlthuend berührt, ist ferner der Umstand, daß hier reine geistige Kost geboten wird, wie sie aus gesundem völkischen Empfinden herauswächst, nichts von den schlüpfrigen oder überspannten hypermodernen Dichtungen oder Abhandlungen, denen man anderswo auf Schritt und Tritt begegnet.

„Sonntag ist's“ in München: Der Almanach ist ein Sonderling. Aber einer nach der guten Seite. Er lebt und lebt nur für sein Schlesiensland und fördert all dessen Mufenschätze aus alter und neuer Zeit zutage. Blanke Goldföner sind darunter! Und an allen hängt ein zauberlieber Schein von Heimatliebe und Schollentreue.

„Schlesiensche Zeitung“ in Breslau: Das deutsche Schrifttum in Oberschlesien erlebt jetzt immer härtere Zeiten, aber zugleich wird sein Bestehen und seine Wirksamkeit immer bedeutungsvoller für Oberschlesien und damit für das ganze Reich; bildet es doch die Felsenburgen der deutschen Geistigkeit und des deutschen Nationalgefühls gegenüber dem slavischen Wogenprall. Deshalb und zugleich wegen der Fülle und Vielseitigkeit seines Inhalts ist das vorliegende Sammelwerk, dessen frühere Jahrgänge auch schon regelmäßig an dieser Stelle empfohlen wurden, freundlichster Beachtung wert.

„Hartung'sche Zeitung“ in Rönigsberg: Es ist anerkennenswert, daß der Herausgeber in der Abstimmungszeit insbesondere obererschlesische Kunst fördert und hervorhebt und damit den Beweis für das von deutscher Kultur befruchtete Industrieland erbringt.

Angetreten, Oberschlesier!

Von Rudolf Herzog.

Wenn in Väterzeit, ein Jahrtausend lang,
 Der Weckruf von Weiler zu Weiler sich schwang,
 Von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt:
 „Heraus, wer ein deutsches Gewissen hat!
 Heimat in Not! Von den Polen bedroht!
 Verteidigt die Erde! Verteidigt das Brot!“
 Dann strichen die Väter ins Wams den Bart
 Und sprachen ein Wort von besonderer Art:
 „Angetreten, Oberschlesier!“

„Angetreten!“ Kein ander Wort fiel
 Und schon waren sie da und nahmen das Ziel,
 Und das Ziel war der Feind, und sie brachen den Ring,
 Und die Eisen fiedelten: Spring, Pole, spring!
 Wir schufen zu Feldern die Wüsteneien,
 Wir hoben die Kohle aus hartem Gestein,
 Und die Hand sollt verdornn, wäre das Hirn gesünnt,
 Daß der Segen durch polnische Gurgeln rinnt —
 Angetreten, Oberschlesier!

Oberschlesier, und was ein Jahrtausend gewährt,
 Euer Fleiß hat den polnischen Neid genährt,
 Euer Korn war zu golden, eure Kohle zu schwer,
 Euer Weibsvolk gebar keine Knechte mehr,
 Eure Städte blühten zum Himmel empor,
 Dichter und Denker gingen hervor,
 Die ganz Deutschland preisend die Seinen hieß —
 Und was dünkt euch vom polnischen Paradies?
 Angetreten, Oberschlesier!

Ihr lacht! Ihr lacht mit dem grimmen Ton,
 Der sich erbte vom deutschen Ahn auf den Sohn,
 Und das Auge wandert die polnische Spur,
 Zu Litauer, Preuße und Masur,
 Die aufgestanden, ein Mann und ein Schlag,
 Daß der polnische Dünkel am Boden lag!
 Und ihr atmet tief: das Schwerste blieb.
 Das ist der letzte, der Siegerhieb!
 Angetreten, Oberschlesier!

Nach Schlessien starren die Blicke der Welt,
 Das Deutschlands Ehre in Händen hält.
 Und ihr sprecht: „Was soll's?“ und „Verdammt euch
 Spielen wir Judas Ischariot?“ [Gott,
 Angetreten! In gleichem Schritt!
 Und die Greise nehmt auf den Schultern mit!
 Und die Kranken trägt in den Betten herbei!
 Schwurfinger hoch! Und ein einziger Schrei:
 „Deutsch — deutsch — deutsch, Oberschlesien!“



Wir wollen . . .

Wir wollen vom Haupt uns streifen	Der tief in Wellen und Winden
Der Kränze fengenden Saum,	Verlorenen Stimmen lauscht,
Das fiebernde Lustergreifen,	Um Städte wiederzufinden,
Den großen Griechentraum.	Darüber die Sündflut gerauscht.

Wir wollen die Hand erfassen	Der aus dem brausenden Leben,
Des Schiffsherrn von Nazareth,	Drin unser Gut verscholl,
Der, wenn die Sterne erblassen,	Versunkene Tempel heben
Nachtwandelnd auf Meeren geht,	Und neu durchgöttern soll.

Aus: Ver sacrum von Prinz Emil von Schönau-Charolath.



Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Begründer: Dr. Armin Kaufen

18. Jahrgang

Originalbeiträge aus der jüngsten Zeit:

Geh. Hofrat Prof. Dr. Konrad Beyerle, M. d. N.: „Ein Akti-
posten des deutschen Katholizismus“. Karl Graf v. Hert-
ling: „Deutschland u. Spa“. Min.-Direktor Dr. Ber Hees:
„Der belgisch-holländische Streit, die Flamen u. Deutschland.“
Bürgermeister Dr. Otto Hipp: „Grundzüge des neuen ge-
werblichen Arbeitsrechts“. Staatsmin. a. D. Dr. v. Knil-
ling: „Staat und katholische Kirche“. General d. Inf. Al-
fred Krauß: „Ritter zur Rechten, Ritter zur Linken“.
Llois Fürst zu Löwenstein: „Regierungsbildung und
Zentrum“. Staatssekretär a. D. Dr. Heinrich Mataja,
M. d. N.: „Der Anschluß Österreichs an Deutschland“.
Hartwig Schubart: „Valuta und Volkswohlstand“.
Dr. Joh. Bumüller: „Landwirtschaft und Preisabbau“.
Dr. S. A. Dörten: „Innen- u. außenpolitische Probleme“.
P. A. Klaus, Schantung: „Zur politischen Lage im fernen
Osten“. W. Aschenbrenner: „Bayern u. das Deutsche
Reich“. Staatsmin. a. D. von Seidlein: „Neue wirt-
schaftliche Probleme“. Dr. Eugen Jäger: „Stehen wir
wirklich am Grab der Zentrumsparthei?“ Alb. Dettling:
„Zum Präsidentenwechsel in Frankreich.“ Univ.-Prof. D.
Dr. Aufhäuser: „Englische Missionspolitik.“ Graf
Casimir v. Leyden: „Idealist“. Dr. Kirsch, Prag.
„Die kleine Entente.“ Dr. Max Frhr. v. Sussarek:
„österreich. Ministerpräsident a. D.: „Nach den österreichischen
Wahlen.“ Ingenieur S. Müller: „Die Amerikanisierung
Europas“. P. Sinzig, Petropolis: „Die katholische
Präsenztrale von Brasilien. W. Czwojdzinski: „Po-
litische Irrwege des Mittelstandes“. Dr. Hans Eisele:
„Ein teures Vätererbe; Gedanken zur goldenen Jubelfeier
des Zentrums“. Dr. Gallus Thomann, New York:
„Sapag und Larriman.“

Bezugspreis vierteljährlich 12.60 M., Einzelheft 1 M.

Zu beziehen

durch die Post, den Buchhandel, oder direkt vom Verlag.

Probehefte gegen Voreinsendung von 1,10 Mark

durch die Geschäftsstelle der

„Allgemeinen Rundschau“, München,

Galeriestraße 35a Gb.

Oberschlesische Volksstimme

Organ der katholischen
Volkspartei Oberschlesiens
(über 350 000 Anhänger)

Täglich 2 Ausgaben
Morgen- und Mittagblatt

—□—
Modernste und bestunter-
richtestete Zeitung Ober-
schlesiens :: Wirksamstes
Inferentionsorgan

—□—
Man verlange Probenummern
und Kostenanschläge von der
Hauptgeschäftsstelle
Gleiwitz D.-S.
Kirchplatz Nr. 4.

Norddeutscher Verlag, Stettin

Alfred Hein:

Der Lindenfrieden.

Ein deutsches Liederbuch fürs Volk.
Preis: 3,50 M. (4,50 M.).

Boissische Zeitung: „Innerlichkeit“ ist
das Stichwort des Gedichtbandes. Von
der Geldjagd wollen diese schlichten
Lieder zurückrufen in die Stille . . .
Deutscher Bücherbote: Das ist das
deutsche Liederbuch für unser Volk und
für diese Zeit.

Der Auerlöste.

Novellen und Skizzen. (5.— M.).

Die Terzinen an die tote Jhot.

Numerierte Büttenausg.: 8.— M.

Im Weltbürger-Verlag Zürich—Berlin
erscheint im Januar.

Europas Glück,

Untergang und Ewigkeit.

Eine Dichtung.

Einmalige handnumerierte Ausg.

Weingroßhandlung H. Sedlaczek G. m.

Tarnowitz D.-S.

— Besteht seit 1786 —

Zweiggeschäfte:

Königshütte D.-S.

Kaiser- u. Girndtstr.-Ecke

Hindenburg D.-S.

Bahnhofstr. 5



Verlangen Sie, bitte, Ver-
zeichnisse der Erscheinungen
unseres ober-schlesischen Heimat-
verlages, sowie die Angabe
einer Buchhandlung, die unsere
Bücher, Karten und Kunst-
mappen vorrätig hält.

Heimatverlag Oberschlesien
G. m. b. H., Gleiwitz D.-S.

Ulrich Pianos Glaz

Gegr. 1882 Telefon 1

Bücher von Wilhelm Wirbikth

aus dem Verlage von Th. Cieplit in Beuthen O.-S.

Die Akademische Zeitung der Wiener Universität schrieb im Herbst 1919:
 „Schlesien, die Heimat Paul Kellers, hat einen neuen gottbegnadeten
 deutschen Dichter hervorgebracht, Wilhelm Wirbikth, der sich
 seinem eben genannten Landsmanne ebenbürtig zur Seite stellt.“ — —

Vorrätig sind:

Sonnengrund. Schlesiſcher Roman	7,— <i>M</i>
Mein Märchen. Romantische Erzählung	1,50 <i>M</i>
Schlesiſcher Muſenalmanach 1918 II.	3,— <i>M</i>
Derſelbe 1919 I	4,— <i>M</i>
Derſelbe 1919 II	4,— <i>M</i>
Derſelbe 1919 III	4,— <i>M</i>
Derſelbe 1919 IV	4,— <i>M</i>

Dazu Zuſchläge!

Dieſe 5 Bände enthalten ſehr viele literaturhiſtorische Aufſätze,
 wie: „Eichendorffs Heimatklänge“ / „Aus unveröffentlichten
 Briefen Emanuel Geibelſ an den Schleſier Conrad von Pritt-
 wiß u. Gaſſron“ / „Margarete Baronin Eichendorff (Enkelin
 Joſ. von Eichendorffs)“ / „Der erſte ſchleſiſche Dichter“ /
 „Schleſiſche Meiſterſänger“ / „Eberhard König“ / „Solteiß
 Schleſiertum“ / „Paul Keller“ / „Irma Erben-Sedlaček“ /
 „Emil Barber“ / „Franz Jedrzejewski“ / „Vergessene ſchle-
 ſiſche Literaturgrößen“ / Weiterhin Aufſätze über ſchleſiſche
 Maler, Muſiker, ſowie zahlreiche Novellen, Skizzen, Lyrik,
 Bilder, Noten und Bücherſchau.

Wirbikth's Romane: „Die Schulzentochter von Knappenruh“,
 „Sterne des Glücks“, „Schwere Kämpfe“
 ſind zurzeit vergriffen und erſcheinen neben dem Novellenbande „Pulſendes
 Leben“ und dem Romane „Ein Gottesgericht“ als billige Volksausgabe im
 Laufe des Jahres 1921 im Schleſiſchen Muſenalmanachverlage zu Myſlowitz.

Alle Freunde und Leſer des Schleſiſchen Muſenalmanachs

werden gebeten, in allen Gaſthöfen und auf allen Bahnhöfen dieſe
 Blätter zu verlangen. Für Angabe von Adreſſen, die beſtimmt
 abonnieren werden, dankt beſtens

Der Verlag.

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030001011963



II 219839/0/7/2

1920

Pracownia Śląska

4003/7



Deutsche Männer und Frauen!

Bewahrt Euer Vaterland vor
Zerstückelung! Helft alle,
Oberschlesien für Deutschland
zu retten, und unterstützt
tatkraftig die Arbeit der
„Vereinigten Verbände hei-
mattreuer Oberschlesier“, Ge-
schäftsstelle Breslau 2, Neue
:: Lafayettestraße 10 ::

